Verlorene Schätze aus drei Jahrtausenden

Wertvolle Handschriften aus Mumienmaske, Bucheinband und Holzschnitt

Ausstellung aus Privatbesitz im Rahmen der Euroantik Innsbruck
7.-9. April 2022

Prof. Dr. Mark Mersiowsky, Universität Stuttgart

EUROANTIK

Innsbruck 2022

EUROANTIK

© Univ.-Prof. Dr. Mark Mersiowsky, Tübingen, 2021

Verlorene Schätze aus drei Jahrtausenden. Wertvolle Handschriften aus Mumienmaske, Bucheinband und Holzschnitt

Zweimal im Jahr öffnet die Euroantik ihre Pforten. Tausende von Besuchern strömen in die Innsbrucker Messehallen und alle hoffen, an einem der Stände einen echten Schatz zu entdecken – eine Hoffnung, die sich immer wieder erfüllt. Was für Sammler ein Schatz darstellt, ist naturgemäß ganz davon abhängig, was man oder frau darunter versteht. Bei glitzernden Edelsteinen in goldener Fassung ist die Sache schnell klar, bei moderner Kunst gehen die Meinungen schon stärker auseinander. Wieso aber ein bestimmtes kleines, gezahntes Papierstück in Form einer Briefmarke oder ein loser Uniformknopf Begeisterung auslöst, erschließt sich den Unwissenden oft nicht so leicht. Viele Schätze werden bei Gelegenheiten wie Haushaltsauflösungen schlichtweg weggeworfen, aus Unwissenheit oder Bösartigkeit – endlich soll das alte Zeug weg! Sammlerinnen und Sammler können nur hoffen, dass jemand mit Kennerblick in letzter Sekunde das Unheil stoppt und dann das Objekt der Begierde einmal auf der Euroantik landet.

Die Wege der Dinge sind oft unergründlich. Da es gerade der Sinn der Euroantik ist, für kurze Zeit eine große Vielzahl von Objekten ganz unterschiedlicher Art zusammenzubringen, die neue Heimaten und neue LiebhaberInnen suchen, erschien es den Ausstellern und mir reizvoll, bei Gelegenheit der Euroantik im April 2022 einmal eine ganz besondere Art von Schätzen zu präsentieren, und zwar solche, die nur deshalb überliefert sind, weil sie weggeworfen und wiederverwendet wurden. Ihre Reste oder Spuren findet man an ganz verschiedenen Plätzen, in Mumienmasken, Bucheinbänden und Orgelpfeifen. Dort kann man – für Laien vielleicht unerwartet – verlorene Schätze wiederfinden kann. Der Untertitel „Drei Jahrtausende Handschriftenrecycling“ konkretisiert, um welche Schätze es sich handelt. Es sind handgeschriebene Bücher oder Dokumente, die defekt, unvollständig oder unnutz geworden, ihren eigentlichen Zweck als Informationsträger verloren hatten. Was blieb, war ihre Materialität. Aus Anlaß der Euroantik Innsbruck können sonst unzugängliche Schätze aus privaten Sammlungen für kurze Zeit den Messebesuchern zugänglich gemacht werden. Die Exponate stammen aus einer Privatsammlung zur Geschichte von Schrift und Schriftlichkeit in den verschiedenen Kulturen.

Zu unserer Schatzsuche starten wir nicht etwa wie Indiana Jones oder Lara Croft in den Dschungel oder in die Südsee, was bei den heftigen Diskussionen über Postkolonialismus auch besser so ist. Stattdessen brauchen wir nur in eine der schönen Bibliotheken mit historischen Altbeständen zu gehen. Österreich ist mit der Österreichischen Nationalbibliothek und ihrem wunderbaren Prunksaal, Stiftsbibliotheken wie Admont, Melk und Kremsmünster wahrhaft gesegnet. In Tirol können wir etwa die Klosterbibliotheken von Wilten, Stams, Georgenberg und Neustift, die Jesuitenbibliothek Brixen, die Universitätsbibliothek Innsbruck und die Bibliothek des Ferdinandeums nennen. Am eindrucksvollsten sind natürlich die Sammlungen, die noch in ihren barocken Prunkräumen stehen. Sobald wir die großen Regale vor allem in den Magazinen genauer untersuchen, so zeigen sich neben den repräsentativen, schweinsledernen

Folianten, goldgeprägten Marroquineinbänden und prachtvollen weißglänzenden Pergamentvolumina sehr bald ihre ärmeren Schwestern und Brüder: Bücher, die nicht mit neuem, sondern gebrauchtem Pergament eingebunden sind. Manchmal schimmert der Rücken noch weiß, aber sobald man den Band aus dem Regal zieht, sieht man alte Schriften, bunte Buchstaben und manchmal sogar abgegriffene Bilder.

Abb. 3: Decretum Gratiani, Frankreich, 13. Jahrhundert: Völlig abgegriffene Miniatur von Papst und Bischof.

Hat man erst einmal die erste Spur, zeigen sich bald weitere Exemplare, ganze Gruppen, nicht so sehr die prominentesten Stücke, die man prachtvoll einband, eher die Gebrauchswerke, wirklich die ärmeren Brüder und Schwestern der prachtvollen Folianten.

Sammelt man die schlichteren Bände einmal und blickt auf ihre Einbände, zeigt sich schnell, dass wir auf eine reiche Welt untergegangener Handschriften aus vielen Jahrhunderten, Regionen und in verschiedenen Sprachen und Schriften schauen, traurige Zeugen einstigen „Büchermordes“. So sehen wir etwa eine völlig abgegriffene Seite einer prachtvollen Handschrift des Decretum Gratiani (Abb. 3), einer grundlegenden Kirchenrechtssatzung, aus dem 13. Jahrhundert, die als Einband eines jesuitischen Textes zum Trost für Kranke aus dem Jahr 1618 wiederverwendet wurde. Interessanterweise sitzt mitten auf dem Einband die Miniatur des Papstes, der den vor ihm knieenden Bischof wegen Krankheit von seinem Amt entheben soll, eine schöne Miniatur in Deckfarben und Blattgold. Warum wurden die Bücher zerschnitten, warum band man neue Bücher in die traurigen Reste zerlegter Bände ein? Welche Schätze lassen sich zwischen den anderen Bänden noch finden?

Recycling gestern und heute

Zur Beantwortung dieser Fragen müssen wir etwas weiter ausholen. Unsere heutigen Wohlstandsgesellschaften verursachen riesige Müllberge, mühsam versuchen wir, Abfälle zu vermeiden und so zu sortieren, dass zumindest ein Teil davon sinnvoll wiederverwendet wird. Wie wichtig der sorgsame Umgang mit Ressourcen ist, wird uns durch die derzeitigen weltpolitischen Entwicklungen mit Klimawandel und Putins Angriffskrieg gegen die Ukraine schmerzhaft bewusst. Gesellschaften in älteren Epochen hatten weniger Ressourcen und Überfluss. Daher mussten sie ihre Möglichkeiten viel intensiver nutzen. Sie konnten es sich nicht leisten, Dinge unnütz wegzuwerfen. Ein gutes Beispiel dafür ist der Umgang mit Tieren. Fleisch war in vielen Kulturen den Eliten vorenthalten oder kam nur zu Festtagen auf den Tisch. Noch heute reden wir deshalb vom Sonntagsbraten. Aber natürlich konnte man nicht allein die sprichwörtlichen Filetstücke sich heraussuchen. Beim Schlachttier musste alles verbraucht werden: das Fleisch, die Innereien, Knochen, Blut, die Haut, eventuelle Federn, alles wurde etwa beim Schlachttier genutzt. Das Fleisch wurde gegessen, durch Pökeln, Trocknen oder Räuchern haltbar gemacht, aus den Knochen schnitzte man Kämme, Messer, Würfel und Knöpfe (Abb. 4a-b). Die Haut gerbte man zu Leder für Schuhe, Kleidung, Riemen und Lederseile oder man spannte und trocknete sie zu Pergament zum Beschreiben, aber auch zum Bespannen von Fenstern. Selbst die Wirbelknochen wurden als eine Art Würfel gebrauchen.

Abb. 4a: Frühmittelalterliche Würfel aus Wirbelknochen

Abb. 4b: Spätmittelalterliches Knochenmesser

Diese umfassende Kultur des Recyclings machte naturgemäß auch vor Büchern nicht halt. Bücher sind bis zum Mitte des 15. Jahrhunderts stets mit der Hand geschrieben. Erst um 1454/55

hatte Johannes Gutenberg seine Erfindung, den Druck mit beweglichen Lettern, soweit entwickelt, dass damit ganze Bücher hergestellt werden konnten. Einzelne Blätter oder kleine Hefte gab es schon vorher auf Holzschnittbasis. Beim Druck mit beweglichen Einzellettern im seitenverkehrten Schnitt können diese Lettern in beliebiger Zahl durch Guss nach einer Patrize identisch hergestellt und dann zu Wörtern, Zeilen und Seiten zusammengestellt, eingefärbt und abgedruckt werden, so dass schließlich ein seitenrichtiger positiver Abdruck entstand. In Asien, vor allem Korea, wurde diese Erfindung schon Jahrhunderte früher gemacht. Bis zu Gutenbergs Erfindung waren in der westlichen Kultur Handschriften die einzige Form, Informationen präzise über größere Entfernungen zeitlicher wie räumlicher Natur zu übermitteln. Wenn die schon wegen ihres Beschreibmaterials kostbaren handgeschriebene Bücher oder Dokumente defekt wurden oder Teile verlustig gingen, gerieten sie in Gefahr.

Mittelalterliche Handschriften begegnen uns heute als kostbare und teure Objekte meist in wohlgesicherten Vitrinen. Aber natürlich waren sie einmal ganz gewöhnliche Gebrauchsgegenstände, sie wurden benutzt, gelesen und oft auch zerlesen. Die Bücher, die am häufigsten benutzt wurden, gingen am ehesten zugrunde und mussten repariert und irgendwann ersetzt werden. Das gilt etwa für Schulbücher. Aber auch Messbücher und Breviere, die nicht als prachtvolle Geschenke, sondern für den Alltag bestimmt waren, waren irgendwann einmal verbraucht. Wenn Bücher unvollständig wurden, brauchte man Ersatz. Es gab also einen bestimmten Zyklus von Buchgebrauch und –verbrauch, der je nach Handschriftentypus ganz unterschiedlich lang sein konnte. Auf die Länge dieses Zyklus dürfte die Umwelt, in der das Schriftgut genutzt wurde, großen Einfluss gehabt haben. Gut gepflegte, schwere Codices in stabilen Einbänden in einer wohlbehüteten Bibliothek, die diese wertschätzte, hatten eine längere „Halbwertzeit“ als die unter heftigem Gebrauch leidenden Donate, nach dem antiken Verfasser Aelius Donatus benannte Einführungen in die lateinische Grammatik für Lernanfänger, deren Besitzer ein unstetes Leben führten und von einer Bibliothek als sicheren Hort der Bücher nicht einmal träumen konnten. Von den meisten auch gedruckten Donaten sind nur Bruchstücke erhalten (Abb. 5).

Abb. 5: Fragment eines niederländischen Donatdruckes, Inkunabel, 1480er Jahre

Es gab also einen „natürlichen“ Zyklus von Gebrauch und Verbrauch, der immer wieder unbrauchbar gewordene Bücher als Wertstoff freisetzte. Daneben wurden Texte überflüssig: weil es neuere, genauere Handschriften gab, ältere Formen von Schrift immer schlechter lesbar wurden, Sprachkenntnisse verschwanden oder weil sich Moden änderten, bestimmte Texte ihre Relevanz verloren und entsorgt werden konnten oder sollten. Auch Einzelpersonen konnten durch bewußte Neuerungen und Initiativen Einfluß darauf nehmen. Diese unterschiedlichen Formen kultureller Prozesse liefen neben und über die Gebrauchszyklen und bildeten manchmal Interferenzen.

Was genau brachte Bücher in Gefahr? Die größte Gefahr des Buches ist noch heute der Leser. Liturgische Handschriften enthalten die Texte und Melodien, die für Gottesdienste und Stundengebete notwendig waren. Gerne nutzte man großformatige Handschriften, damit

gleichzeitig mehrere Personen gemeinsam Text und Melodie lesen konnten. Gerade in Mönchs- und Nonnengemeinschaften, die mehrfach am Tage und in der Nacht sich zu den sogenannten kanonischen Horen, bestimmten Stunden zum gemeinsamen Chorgebet trafen, unterlagen diese Handschriften heftigem Gebrauch, siebenmal am Tag, 365 Tage im Jahr.

Abb. 6: Choralhandschrift (Diurnale), Italien, um 1400, mit heftigen Benutzungsspuren.

Diese Bücher wurden täglich vielfach umgeblättert, und dies nicht immer sanft. Der Schmutz von den Händen setzte sich auf das Pergament, dort, wo es immer umgeblättert wurde. Die Gewohnheit von Priestern, beim Messkanon die dort angebrachten Bilder des Gekreuzigten zu küssen, zeitigte ihre Spuren. Die Liebkosungen der Betenden verwischten die Konturen des Heilands. Irgendwann war dann der sprichwörtliche Lack ab. Da die Horen auf Tag und Nacht verteilt waren, brauchten die Sängerinnen und Sänger nachts Beleuchtung, also Kienspäne, Kerzen, Öl- oder Talglampen. Diese trugen sie in die Kirche oder Kapelle, und immer wieder fielen in der Nacht Kerzentropfen und manchmal sogar die Lichter selbst auf die Bücher und hinterließen dann Brandspuren. Die schweren Handschriften ächzten unter einem Gebrauch, den man nur als heavy duty bezeichnen kann. So rissen hier manchmal Seiten ein. Dazu kamen Schäden durch Feuchtigkeit und Ungeziefer. Wie noch heute litten schon im Mittelalter Schulbücher besonders unter heftigem Gebrauch und landeten im Altpergamentkorb.

Noch ein zweites kommt hinzu. Das Bessere ist der Feind des Guten. Kommen neue Smartphones oder Automobile auf den Markt, werden viele noch voll funktionsfähige Stücke ersetzt, weil ihre Besitzer aus ganz unterschiedlichen Gründen auf das Neue setzen. Solche

Phänomene gab es auch in älteren Epochen. Die Einführung des buchförmigen Codex, der die Rolle ablöste, ließ in der Spätantike die alten Rollenbibliotheken untergehen. Die Einführung des Druckes machte Ende des 15. Jahrhunderts in vielen Bereichen die Handschriften unnütz. Sowohl für die Liturgie wie für Rechtshandschriften waren die fast völlig identischen Exemplare einer Druckauflage viel attraktiver als die manchmal lückenhaften, stets individuellen Handschriften. Im kirchlichen und juristischen Bereich ersetzten die zuverlässigen Drucke rasant die Handschriften, ebenso in der Wissenschaft. Massen von Pergamenthandschriften wurden somit für die Weiterverwendung frei. Hinzu kommen noch die Zeitläufte: mit der Reformation warfen die Protestanten die katholischen Handschriften weg und säuberten die Bibliotheken, neue gedruckte Bücher aus Basel, Straßburg und Halle füllten die Regale. Aber auch im katholischen Bereich verschwanden immer mehr Handschriften: durch die Liturgiereform des Konzils von Trient, das Tridentinum, kamen neue gedruckte Bücher in die Kirchen, die alten Liturgiebücher wurden überflüssig.

Der Blick ins Altertum

Doch das Recycling von Schriftmaterial geht noch viel weiter zurück. Die Anfänge der Schrift sind durchaus umstritten, nationale Wunschvorstellungen haben immer wieder die wissenschaftliche Erkenntnis verzerrt. Sicher sind wir mit den Anfängen bei den Sumerern.

Abb 6: Keilschrifttafel, Urkunde, 2. Jahrtausend v. Chr.

Abb. 7: Verziegelter „Weihenagel“, um 2430 v. Chr.

Die antiken Kulturen des Zweistromlandes benutzten vor allem Ton als Beschreibmaterial. Mit einem dreieckigen Griffel drückte man in den feuchten Ton und hinterließ so keilförmige Eindrücke. Daher bezeichnet man die Schriften als Keilschriften (Abb. 6-7). Dokumente bestanden aus einzelnen Tontafeln (Abb. 6), kissenartigen Tonklumpen, größere Werke aus mehrseitigen Zylindern oder einer ganzen Reihe nummerierten Einzeltafeln. Da getrockneter Ton alterungsbeständig war, haben Millionen von Keilschrifttafeln die Zeiten überdauert, wurden bei Ausgrabungen wiedergefunden und zuverlässig entziffert. Und wenn das Archiv oder die Bibliothek durch einen Unfall brannte, erhöhte dies sogar die Überlieferungschance, denn die Tontafeln wurden durch Feuer wie Ziegel gebacken und damit noch haltbarer. Ein Beispiel ist der sogenannte Weihenagel des altsumerischen Königs En-metana von Lagaš (Tell el-Hiba, Provinz Dhi Qar, Irak) aus der Spätzeit der archaischen Periode, um 2430 vor Christus datiert. Als

Sammelobjekte sind Keilschrifttafeln inzwischen verpönt. Neben Fälschungen kursieren durch die Plünderungen irakischer Museen und massive Raubgrabungen im Irak und Syrien viele illegal exportierte Stücke auf dem Kunstmarkt. Jeder Kauf eines solchen Objektes fördert die Zerstörung der archäologischen Stätten und ist unverantwortlich. Aus dem der Göttin Inanna und den Gott Lugal-emuš gewidmeten Tempel in Girsu sind derzeit 66 Weihenägel bekannt, die seit 1930 im British Museum, im irakischen Nationalmuseum und im Louvre liegen. Daher ist das im amerikanischen Kunsthandel aufgetauchte und mit den dokumentierten Stücken nicht identische Objekt wohl unproblematisch.

Weniger stabil als die alten Kulturen des Zweistromlandes ist die Schriftüberlieferung der Mittelmeerkulturen Ägypten, Griechenland und Rom. Antike Handschriften in Hieroglyphen, hieratische und demotische Schriften wie griechischen und lateinischen Buchstaben waren auf einer Vielzahl von Materialien geschrieben.

Abb. 8: Römische Steininschrift

Abb. 9: Papyrus mit Hieroglyphen aus Theben

Die haltbarste Form waren aufwendige Steininschriften. Sie verschwanden, wenn ihr Inhalt politisch unerwünscht war, aber auch bei Umbauten. Da sie meist im Marmor gemeißelt wurden, konnte man das wertvolle Material wiederverwenden. So wurden viele Marmortafeln einfach umgedreht und auf der ursprünglichen Rückseite neu beschrieben. Und manche Stücke wurden einfach als Baumaterial verwendet und wurden so wiedergefunden (Abb. 8). Viel instabiler war der wichtigste Beschreibstoff der Antike, der Papyrus.

Papyrus wird aus dem echten Papyrus, einem Zyperngras, gewonnen. Das Mark des Pflanzenstengels wird in schmale Streifen geschnitten. gehämmert, die Streifen parallel dicht nebeneinandergelegt und mit einer dazu im rechten Winkel gedrehten zweiten Schicht Streifen verpreßt (Abb. 10a-b). Der stärkehaltige Pflanzensaft verklebt die Fasern zu einem stabilen Blatt. Organisches Material ist natürlich kompostierbar und vergeht leicht. Aufgrund des leicht vergänglichen organischen Beschreibstoffes sind Papyri außerhalb von Räumen mit sehr trockenem Klima fast gar nicht überliefert. Die wichtigsten Fundorte liegen in Ägypten, und auch dort nicht im eigentlichen Kernbereich, dem fruchtbaren Nilland, sondern an der trockenen

Peripherie. Fast alle Papyri wurden bei Ausgrabungen gefunden, vor allem aus antiken Müllhalden.

Abb. 10a-b: Vorder- und Rückseite eines griechischen Papyrus, etwa 3./4. Jh. v. Chr., Fragmente weiterer Papyri

Die archäologischen Funde sind oft miteinander verklebt und müssen sorgfältig restauriert werden. Etwa 90 % der Papyrifunde stammen aus dem heutigen Ägypten. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren Papyri gesuchte und begehrte Objekte für Bibliotheken und Sammler, große öffentliche Sammlungen in London, Paris, Wien, Berlin, Heidelberg versammelten etwa eine Million von Papyri. Auch Papyri sind heute problematisches Sammlungsgut, denn sie dürfen nicht aus Ägypten exportiert werden. Der Fall des ersten hier präsentierten Stückes (Abb. 1) ist nachgewiesenermaßen unproblematisch: ihn fand Henri-Joseph Redouté (1766-1852), der Bruder des berühmten „Blumen-Raffael“, während der französischen Expeditionen in Ägypten im Memnonium, heute Ramnesseum, in Theben und brachte es nach Europa. Das zweite Stück (Abb. 10a-b) stammt aus einer amerikanischen Sammlung. Im Wüstensand zusammengebacken Papyri wurden oft unbearbeitet direkt nach der Ausgrabung mit den ägyptischen Behörden geteilt, ein Teil der Funde wurde mit Genehmigung der Behörden blockweise aus Ägypten exportiert und zur Finanzierung der Ausgrabungen bis in die 1960er Jahre hinein verkauft. Die legal aus dem Land exportierten Stücke wurden oft erst in Europa oder Amerika näher bearbeitet, sei es aus kommerziellen, sei es aus wissenschaftlichen Gründen. Zum Teil riesige Konvolute aus Bruchstücken oder zusammenklebenden Schichten wurden erst dann separiert, restauriert, sortiert und bestimmt, um bei verschiedenen Gelegenheiten vereinzelt zu werden.

Abb. 11a-b: Mumienkartonage, Ptolomäisch (3.-1. Jh. v. Chr.)

Neben Funden auf antiken Müllhalden sind auch Friedhöfe Fundorte antiker Papyri. Das hängt mit besonderen Bestattungsbräuchen zusammen. Die Mumifizierung als Praxis ist weithin bekannt (Abb. 11a). Mumienkartonagen sind aus Leinen und gebrauchtem Papyri gefertigt, die miteinander verklebt und mit Stuck überzogen wurden, auf dem dann die Malerei angebracht werden konnte. So verfertigte man Verzierungen, um zumindest Kopf und Brust der Mumien im ptolomäischen Ägypten abzudecken und zu schmücken, manchmal fertigte man auch ganze Sarkophagdeckel aus Mumienkartonage. Eine solche Mumienkartonnage aus ptolomäischer Zeit, also 332 bis 30. v. Chr., ist hier in Vorder- und Rückseite gezeigt (Abb. 11a-b). Die Grundlage ist Stoff (Leinen), der mit Stuck überzogen und bemalt ist. Hochrangige

Personen hatten verzierte Masken aus Edelmetall. Diese Ästhetik wurde hier nachgeahmt, Schmuckketten und Edelsteineinlagen imitiert. Unter dem Collier stehen Hieroglyphen in mehreren Zeilen. Darunter sind zwei Bildfelder, eine davon mir einer Gottheit (Abb. 10a). Im unteren Bildfeld sieht man den Verstorbenen im Zustand des Todes als Mumie auf der Löwenbahre. Unter der Bahre stehen die vier Kanopengefässe, verschlossen mit einem Deckel mit dem Kopf eines der Horuskinder Amset, Hapi, Duamutef und Qebeh-senu-ef, die göttlichen Verkörperungen der wichtigsten inneren Organe. So spektakulär diese Darstellungen auf den Mumienkartonagen auch sind, liegen die eigentlichen Schätze oft unter der Oberfläche, denn die Papyri, aus denen die Kartonage zusammengeklebt sind, sind die einzigen originalen Schriftstücke aus dem antiken Alltag, die auf uns gekommen sind (Abb. 9, 10a-b).

Während bei Mumienkartonage unnütze Bücher und Dokumente ein zweites Leben erhielten, gab es in der Antike auch den Gegenfall, dass defekte Objekte, die für ihren ursprünglichen Zweck nicht mehr gebraucht wurden, zum Beschreibstoff wurden. Das wichtigste antike Beispiel dafür waren die sogenannten Ostraka (Abb. 12a-b).

Abb. 12a-b: Spätantike Ostraka, beschriebene Tonscherbe, Ägypten.

Der lateinische Begriff testa heißt Scherbe. In Rom liegt südlich der antiken Stadt in der Nähe des Hafens eine Halde von zerschlagenen Amphoren. Die Halde hat einen Umfang von etwa einem Kilometer, die Scherbenschicht ist etwa 45 Meter dick und soll nach Schätzungen aus weit über 50 Millionen Amphoren bestehen. Nach der gigantischen antiken Scherbenhalde wird noch heute der ganze Stadtteil als Monte Testaccio bezeichnet. Hier landeten die Standardtransportgefäße der Antike, nachdem sie ihren Zweck beim Transport von Flüssigkeiten wie Getreide erfüllt hatten. Dabei gab es für solch massenhaft anfallende Scherben durchaus noch andere Verwendung. Im antiken Athen gab es ein Verfahren, Personen, die für die Demokratie gefährlich wurden, durch Mehrheitsbeschluss für bestimmte Zeit aus der Stadt zu verbannen. Dabei benutzte man Tonscherben, Bruchstücke der Gebrauchskeramik, als eine Art Stimmzettel. Die in der Antike leider nur männlichen Stimmberechtigten kratzten den Namen des zu Verbannenden in die Scherbe ein. Die griechische Vokabel τὸ ὄστρακον bezeichnet die Tonscherbe. Von diesem Begriff wird die Bezeichnung Ostrakismos, zu Deutsch Scherbengericht abgeleitet. In Ägypten dienten solche Scherben als Stimmzettel, aber auch als Grundlage für Quittungen und Briefe (Abb. 12a-b). Gerade im Schulbetrieb nutzte man gerne das billige

Massenmaterial und entsorgte es nach Gebrauch einfach – weshalb es sich auf den Müllhalden der Antike für die staunenden Nachwelt erhalten hat.

Das Schicksal der Pergamenthandschriften

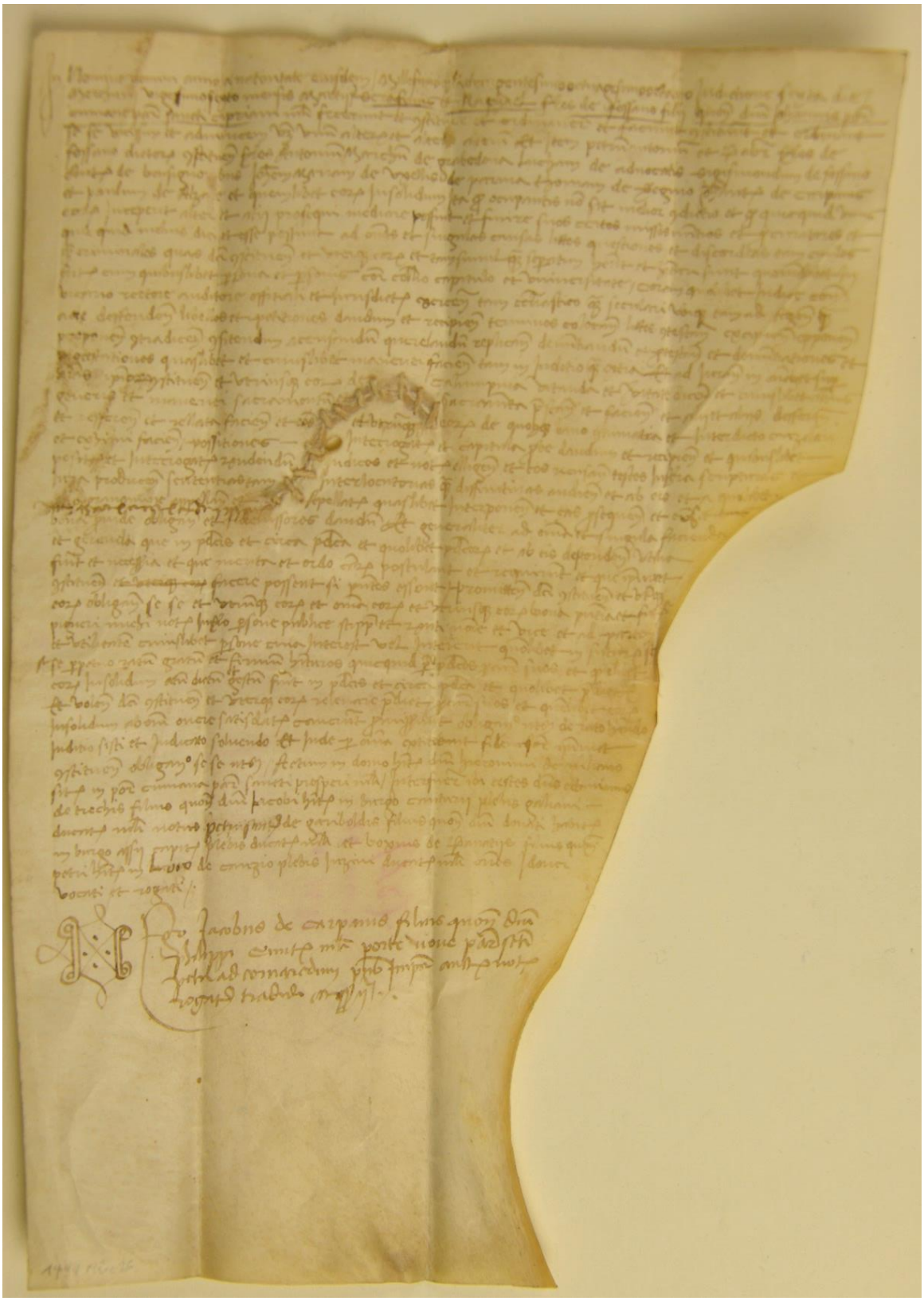


Abb. 13: Notariatsinstrument, Como 1488 auf genähtem Randstück

Doch kehren wir nach diesem Ausflug in die Antike und den Mittelmeerraum wieder in heimische Gefilde zurück. Handschriften waren kostbar. Ihr Beschreibstoff war bis ins 13. Jahrhundert im westlichen Kulturraum Pergament. Pergament ist gespannte und getrocknete Tierhaut, die anders als Leder nicht gegerbt wird. Die Tierhäute werden zunächst in eine Kalklösung gelegt und Haare und Fleischreste abgeschabt. Anschließend wird die Haut in einem Rahmen kräftig gespannt und getrocknet. Dadurch verändert sich die Faserstruktur. Bei diesem Prozess konnte manches schiefgehen. Manche Häute wiesen Beschädigungen auf, Verletzungen des Tieres in seinem Leben oder bei seinem Sterben. Solche Schwachstellen konnten beim Spannen Risse oder Löcher im Pergament erzeugen.

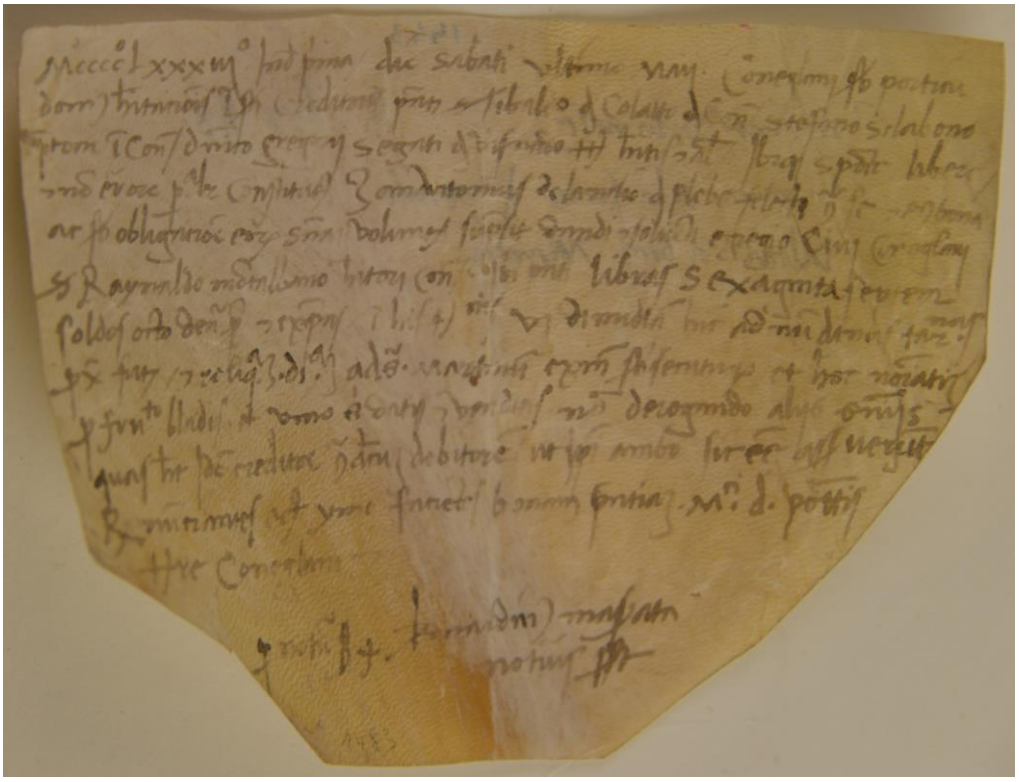


Abb. 14: einfachste Form eines Notariatsinstruments auf Schwanzstück, 1483.

Doch das Pergament war viel zu schade, um es wegzuwerfen. Natürlich wurden wichtigste, hochwertige Handschriften aus perfektem Pergament gefertigt. Aber für weniger wichtige Werke konnte man auch schlechteres oder gar mangelhaftes Pergament verwenden. Man flickte, vernähte oder verstickte die Fehlstellen, schrieb, da sie oft die Tintenfarbe nicht gut aufnahmen, um verhornte und beschädigte Stellen herum.

Abb. 15: Pergamentnaht auf der Rückseite der Urkunde von Abb. 12, 1488.

Als Beispiel verweise ich auf ein Notariatsinstrument aus Como von 1488, das nicht nur genäht, sondern auf einem unregelmäßig zugeschnittenen Randstück mundiert wurde (Abb. 13, 15). Natürlich war sogar der Verschnitt, also die unregelmäßigen Schneidereste jenseits der rechteckigen Pergamentfläche für das Buch, viel zu kostbar, als dass man sie ungenützt hätte lassen können. Man sammelte solche unregelmäßig zugeschnittenen, oft auch verschieden dicken und oft verhornten Pergamentstücken und notierte auf ihnen Unwichtiges: Schulübungen, Notizen, Entwürfe, unbedeutende Schriftstücke, manchmal aber sogar wirkliche Urkunden, wie das kleine Notariatsinstrument, das man auf ein Schwanzstück schrieb (Abb. 14).

Pergament ersetzte den antiken Papyrus seit der Spätantike als wichtigstes Material, auf dem man schrieb. Erst im Zuge des 13. Jahrhunderts tritt in Europa an die Seite des Pergaments das heute noch dominierende Papier. Bis in die frühe Neuzeit waren die kostbarsten und prachtvollsten Handschriften auf Pergament geschrieben. Bestimmte Eigenschaften der mittelalterlichen Handschriften schufen die Voraussetzungen für ihre Wiederverwendung. Pergament war kostbar, waren doch die Schafe, Ziegen und Kälber, die die Haut lieferten, nicht beliebig vermehrbar. Das notwendigerweise per Hand vorzunehmende Kopieren der Texte kostete Arbeit, Zeit und neues Pergament. Eine neue Handschrift verbrauchte also wichtige Ressourcen. Oft band man Handschriften neu ein, um sie weiterzuverwenden, entnahm unbrauchbar gewordenen Stücken noch brauchbare Bestandteile und integrierte sie in neue Handschriften (Abb. 16).

Abb. 16: Liturgische Handschrift des 13. Jahrhunderts mit integriertem älteren Kalender des 12. Jahrhunderts

Auch wenn die geschriebenen Texte unbrauchbar wurden, blieb das stabile Pergament selbst doch ein wertvolles Material, das für eine Vielzahl von Aufgaben benutzt werden konnte. Ein Großteil der wiederverwendeten Pergamente wurde dort gebraucht, wo sie auch herkamen: in Bibliotheken und Archiven. Eine naheliegende Möglichkeit war der Versuch, die Bindung eines unbrauchbaren Buches zu lösen, die überholte Schrift auf den Pergamentseiten zu tilgen, indem man sie abschabte oder abzuwaschen versuchte, um den alten Text zu entfernen. Diese vor allem im Frühmittelalter übliche Form des Recyclings führte dazu, dass man die getilgten Buchseiten neu beschreiben konnte. Die Wissenschaft spricht hier von Palimpsesten.

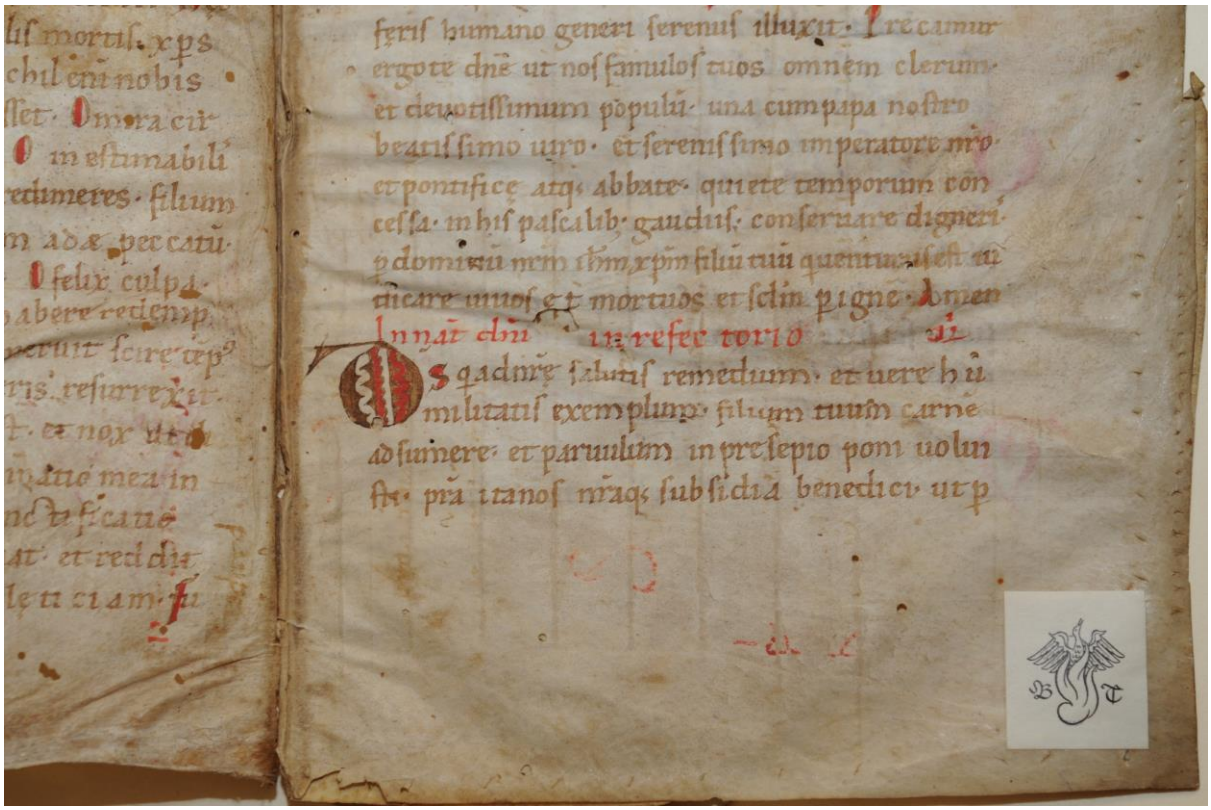


Abb. 17: Palimpsest: neumierter Text des 9. Jahrhunderts, wiederbeschrieben um 1100 für ein Benediktionale

Ein schönes Beispiel ist ein Benediktionale, also eine Sammlung von Segnungen für den priesterlichen Gebrauch, aus dem späten 11. Jahrhundert auf einem bereits vorher beschriebenen Blatt. Wie oft bei Palimpsesten bleiben Spuren der früheren Seiteneinrichtung, vor allem die quer zur neuen Beschreibrichtung laufende alte Linierung, Reste der ausgelöschten alten Schrift und des Entfernungsprozesses sichtbar. Da das Pergament zur Neubeschriftung bearbeitet werden mußte, ist es aufgerauht, Kratz- und Schabspuren sind erkennbar sowie Falten als Zeugen mechanischer Belastung, die bei frischem Pergament so nicht entstehen. Die Reste der verblassten Schrift unten links zeigen, dass die ursprüngliche Handschrift eine neumiertes Liturgicum aus dem 9. Jahrhundert war. Es wurde im 11. Jahrhundert nicht mehr gebraucht, abgeschabt und als Grundlage für eine neue Handschrift in einem Kloster benutzt. Das zeigt der neue Text, ein Text für Segnungen im Refektorium, dem gemeinsamen Speiseraum der Mönche (Abb. 17).

Seit der Spätantike bis ins 16. Jahrhundert dominierte der meist mit Leder überzogene Holzdeckeleinband. Das hatte einen technischen Grund. Pergament ist ein sensibles Material, es reagiert auf Temperatur- und Feuchtigkeitsschwankungen, biegt sich, rollt sich zusammen und würde jeden Einband sprengen, wenn es nicht unter kräftiger Spannung zusammengehalten würde. Genau zu diesem Zweck brauchte man stabile, gegen Spannungen resistente starke Buchdeckel, die mit kräftigen Bünden und Klammern verbunden sind und den Spannungen des Pergamentblocks Gegendruck entgegensetzen können (Abb. 18).

Abb. 18: massiver Holzdeckeleinband für eine Choralhandschrift um 1400

Um die Stabilität des Einbandes zu garantieren, war Pergament in verschiedener Funktion interessant, und da vieles davon im Einband verborgen war, konnte man ohne jede Einschränkung schon beschriebenes Material nutzen. Der Codex, so die lateinische Fachbezeichnung, besteht aus einer Reihe von Lagen, d.h. aus gefalteten Blättern bestehenden kleine Heftchen. Die einzelne Lage wurde mit Faden auf sogenannte Bünde, querlaufende Streifen aus Leder oder gedrehtem Pergament, geheftet und durch den Heftfaden mit der nächsten Lage, die in gleicher Weise befestigt wurde, verbunden. Aus einzelnen Lagen entstand so ein Buch (Abb. 19).

Abb. 19: Buchblock, Lagen, Bünde und Heftung eines Psalters des 15. Jahrhunderts

Waren die Lagen geheftet, konnten die Bünde mit den Holzdeckeln verbunden werden. Dazu wurden die Bünde durch ausgebohrte Kanäle oder in eingekerbte Vertiefungen gezogen und dann meist durch kleine Holzkeile fixiert. So entstand eine feste Verbindung zwischen Deckeln und Buchblock. Allerdings lastete dann die ganze Kraft auf den Bünden. Um diese zu erleichtern kam Pergament zum Einsatz.

Abb. 20: Ein Blick in einen spätmittelalterlichen Einband, vorderer, abgelöster Spiegel aus einer medizinischen Handschrift des islamischen Arztes Avicenna, Pergamentmakulatur, Holzdeckel mit eingeschlagenem Lederbezug, eingekeilte Doppelbünde, Leimabdruck des Fragments

Bei einem so konstruierten Buch konnte man das stabile und reißfeste Pergament unnütz gewordener Handschriften gut wiederverwenden. Das alte Buch konnte man zerlegen und seine Seiten in passende Stücke für den jeweiligen Zweck zerschneiden. Um die Bünde zu entlasten und gleichzeitig die vordere und hintere Lage zu schützen, legte man manchmal ein

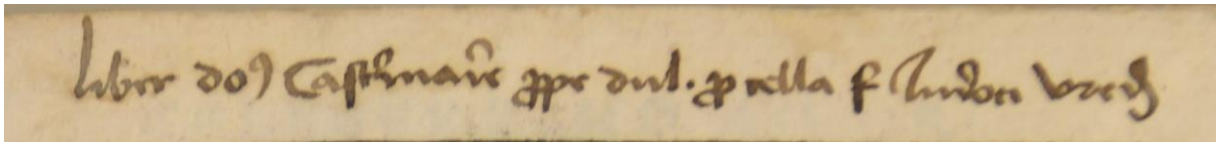
etwas breiteres Pergamentblatt vor die erste und letzte Lage, bog das überstehende Stückchen Pergament um die Lage herum und heftete es mit ein. War der Buchblock durch Befestigung der Deckel an den Bünden fest mit diesen verbunden, leimte man diese Blätter auf die Holzdeckel auf. So entstand eine mechanisch stabile Verbindung zwischen Deckeln und Buchblock (Abb. 19), die als lineares Scharnier die punktuelle Belastung der Bünde am Ansatz der Deckel reduziert.

Allerdings landete dafür ein echter Schatz unter dem Messer. Sowohl zwischen den Vorderdeckel wie den Hinterdeckel wurde jeweils ein Blatt einer Handschrift gebunden, die der Schrift nach in Frankreich, vielleicht Paris, im 13. Jahrhundert entstand. Die Handschrift enthielt den Canon medicinae des Avicenna (Abu-'Ali al-Husain Ibn'Abdallah Ibn-Sina), eines kurz nach der Jahrtausendwende aktiven persischen Arztes. Avicenna fasste in fünf Bänden die auf der klassischen griechisch-römischen Medizin basierenden arabischen Kenntnisse zusammen. Vor 1187 wurde Avicenna von Gerhard von Cremona in Toledo ins Lateinische übersetzt und so über die arabische Medizin die klassische Medizin der Antike wieder im Westen verfügbar. Im 14. Jahrhundert gehörte Avicenna zu den Standardautoren der medizinischen Fakultäten im Westen.

Abb. 21: eingehefteter vorderer Spiegel und Titelblatt, 1530

Abb. 22a-d: vorderer Spiegel und Titelblatt, spätmittelalterlicher, blindgeprägter Einband

Die 1530 in Köln gedruckte asketische Schrift war für das westfälische Kartäuserkloster Marienburg bei Dülmen in Westfalen bestimmt und wurde dort mit einen typischen, mit Leder bezogenen Holzdeckeleinband der Zeit versehen (Abb. 22b-d). Die Herkunft aus Weddern ist gleich mehrfach bezeugt. Auf dem Titelblatt steht ein Besitzeintrag, der die Herkunft aus dem Kartäuserkloster bezeugt (Abb. 20, 23). Er wird uns gleich noch beschäftigen. Auch der Ledereinband wurde in Weddern gefertigt. Identische Blindstempel finden sich auf einer Gruppe von ungefähr 28 bekannten Einbänden aus diesem Kloster, auch ist die Signatur auf weißem Untergrund und der Titel auf rotem Untergrund typisch für Dülmen.



Liber domus Castrimarie prope Dulmenia pro cella fratris Judoci Vredensis

Abb. 23: Besitzvermerk des Kartäuserklosters Weddern und des Judokus Vredis

„Das Buch des Hauses Marienburg bei Dülmen für die Zelle des Bruders Judokus Vredis“. Dieser Eintrag ist selbst ein Schatz, denn dieser Judokus Vredis ist kein Unbekannter. Er war erst Mönch, dann Prior der Kartause Weddern bei Dülmen, vor allem aber einer der bekannten Künstler der Dürerzeit. Er schuf aus Pfeifenton Reliefs von Andachtsbildern für fromme Praktiken und dürfte der berühmteste „Bilderbäcker“ gewesen sein. Und er war aktiver Recycler, denn er fertigte mit Modeln neben Figuren aus Pfeifenton solche aus Pappmaché. Der geringe Bestand von Büchern, der sich nach heutigem Wissensstand aus der Kartause Marienburg erhalten hat, wird durch diese für Kartäuser wichtige Textsammlung im typischen Einband er-

heblich erweitert. Da die Einbandmakulatur sich – anders als in den meisten Wedderner Handschriften und Drucken – sich noch im Originalzustand im Einband befindet, dürfte die Avicenna-Handschrift im Umfeld des Klosters makuliert worden sein – ein interessanter Hinweis auf die untergegangene Bibliothek! Das Kloster wurde erst 1476/77 gegründet. Damals war die Handschrift etwa zwei- bis zweieinhalb Jahrhunderte alt, kurz nach 1530 wurde sie zerstört.

Schon in der Einleitung wurde darauf verwiesen, dass Handschriften natürlich unter heftiger Benutzung litten. Liturgische Handschriften enthalten die Texte und Melodien, die für Gottesdienste und Stundengebete notwendig waren. Gerne nutzte man großformatige Handschriften, damit gleichzeitig mehrere Personen gemeinsam Text und Melodie lesen konnten. Gerade in Mönchs- und Nonnengemeinschaften, die mehrfach am Tage und in der Nacht sich zu den sogenannten kanonischen Horen, bestimmten Stunden zum gemeinsamen Chorgebet trafen, unterlagen diese Handschriften heftigem Gebrauch, insbesondere dann, wenn der jeweilige Orden ein gespaltenes Verhältnis zu Besitz und Reichtum hat – Handschriften waren nämlich wahrhaft teuer! Bei den Bettelorden, die seit dem 13. Jahrhundert aufkamen und sich programmatisch gegen den Reichtum älterer Orden wie der Benediktiner und Zisterzienser stellten, wurden die vorhandenen liturgischen Bücher so lange benutzt, wie es überhaupt nur ging. Bevor Bettelmönche aber den großen und teuren Band wegwarfen und erneuerten, griff sie zur Selbsthilfe. Mit Nadel und Faden wurden die Risse genäht und die Schadstellen durch Stücke aus anderen Handschriften, die noch defekter waren, geflickt.

Abb. 24: Großes franziskanisches Diurnale mit Flickstellen aus Handschriftenmakulatur

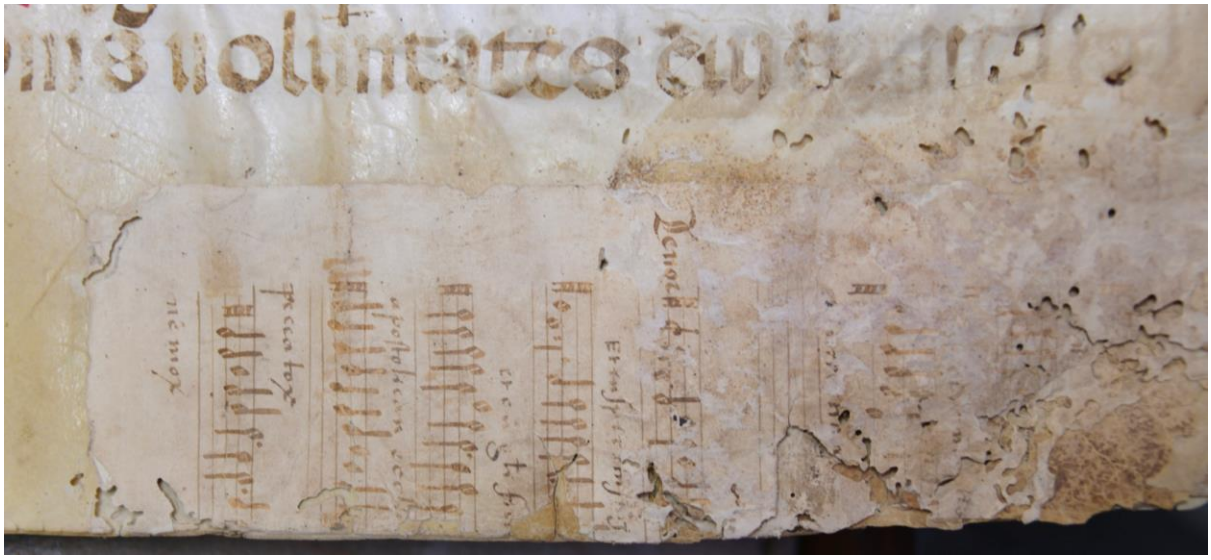


Abb. 25: Musikalische Papierhandschrift um 1500 als Flicken in einem Diurnale

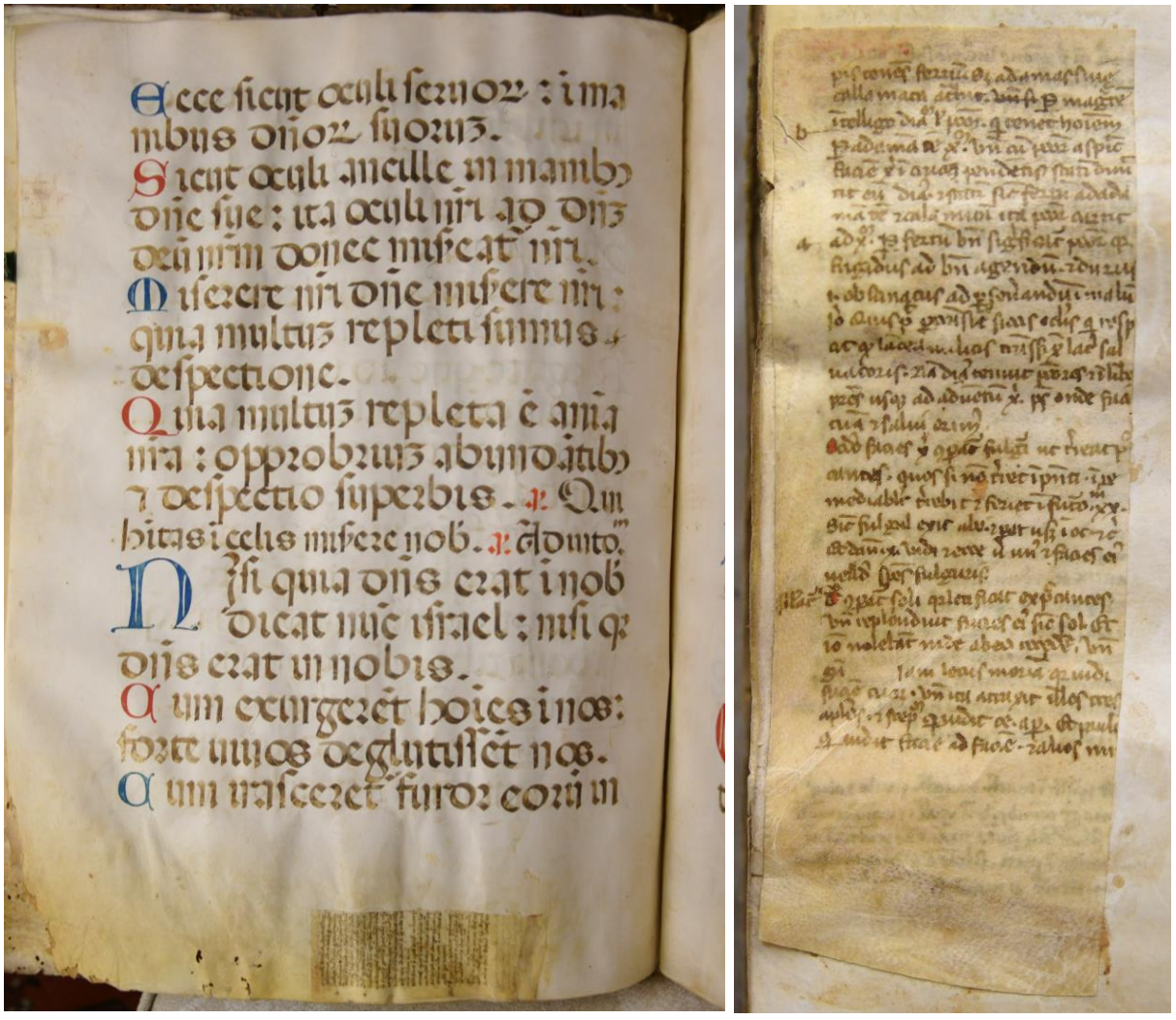


Abb. 26a-b: Theologische Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts als Flicken in einem Diurnale

Ein großformatiges Diurnale aus einem italienischen Franziskanerkonvent des späten 14. oder frühen 15. Jahrhunderts, das die Texte und Melodien für die während der Tageszeiten

gelesenen und gesungenen Stundengebete enthält, wurde durch intensiven Gebrauch zerschlissen, die Seiten durch häufiges Blättern verschmutzt, schließlich rissen sie ein, die Holzwürmer fraßen sich durch die Deckel, überdies schlich sich Moder von den Ecken in den Band. Doch die Franziskaner wussten sich zu helfen. Sie nahmen eine Papierhandschrift mit musikalischer Notation aus der Zeit um 1500 (Abb. 24, 25) und eine theologische Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts aus Italien (Abb. 26) und schnitten daraus Flicken für ihr Diurnale. Die Benutzung alten Pergamentes zieht sich von den improvisierenden Mönchen der Zeit um 1500 bis in die Moderne. Selbst kleinste Fitzelchen wurden noch verwendet.

Abb. 27a-b: Pergamentschachtel eines Buchbinders, 2. Hälfte 20. Jh.

Ein Buchbinder hat in einer leeren Zigarrenkiste (Abb. 27a-b, 28) – auch eine Form von Recycling – liebevoll kleine Schnipselchen aus Pergament, die bei Buchrestaurierungen anfielen, gesammelt, um sie wieder einzusetzen. Vermutlich über Jahre sammelte er Buchbinder die anfallenden Bruchstücke, sicher für ihre Wiederveränderung. Irgendwann landete das Kistchen dann auf einer Münchener Auktion und fand einen glücklichen Bieter.

Abb. 28: Zigarrenkiste eines Buchbinders mit Makulaturfragmenten

Eine bunte Vielfalt von Druck- und Handschriftenfragmenten, oft nach den Leim- und Verformungsspuren bei Einbandreparaturen abgelöst, fand sich in der Kiste. So wenig vielversprechend dieses Kistchen auch schien, so groß war die Überraschung, als ich mir die Pergament- und Papierfitzelchen genauer ansah. Es handelte sich um wirkliche Makulatur, größere und kleinere Stücke, abgelöst aus alten Einbänden, abgerieben, mit Leim überzogen, oft mit stark beschädigter Oberfläche. Was für Schätze kann man hier erwarten? Die Mischung der Stücke war bunt, Inkunabelfragmente, Postinkunabelfragmente auf Papier wie Pergament, Fragmente aus dem 12. wie 15. Jahrhundert. Und dann gab es eine Reihe von Stücken, die zunächst ganz unscheinbar waren (Abb. 29a). Mehrere Stücke lassen sich zu einem schmalen Streifen mit einer stark fragmentarischen Initiale zusammensetzen.

Abb. 29a-b: Text- und Initialenfragmente aus der Zeit um 800 und aus dem 9. Jahrhundert aus der Zigarrenkiste

Die Schrift wirkt kontinental und könnte noch in die Zeit Karls des Großen passen. Die Drachenköpfe, Flechtwerk in rot auf gelben Grund und konturiert von Reihen roter Punkte hingegen sind typische Elemente insularen Einflusses (Abb. 29b). Damit würden die stark zerstörten Fragmente ein Zeugnis einer verlorenen Handschrift der Zeit Karls des Großen gehören, in der

insulare Illuminatoren mit kontinentalen Schreibern zusammengearbeitet haben. Solche Handschriften kennen wir vor allem aus dem Bodenseeraum, aber die Zahl ist äußerst gering. Jedes neue Fragment ist hier eine Sensation, auch wenn es so stark beschädigt ist.

Abb. 30: Hölzerne Orgelpfeifen, beklebt mit musikalischen Fragmenten des 14./15. Jahrhunderts

Abb. 31: Hölzerne Orgelpfeifen, beklebt mit musikalischen Fragmenten des 14./15. Jahrhunderts

Es gab noch eine ganze Reihe weiterer Verwendungen für Pergament. So fertigte man Kartuschen für die Pulverladung von Musketen aus Pergament, Napoleons Artilleristen sollen ihre schußbereiten Kanonen mittels der Doppelblätter großformatiger Choralhandschriften vor dem Regen geschützt haben, damit das Pulver nicht nass wurde.

Auch unter manchem schönen Stoff steckt ein altes Pergament. Zur Verstärkung und Versteifung von Kleidung und Kleidungsaccessoires benutzten Schneider gerne überschlüssiges Pergament. In der berühmten Arnamagnäanische Sammlung, die der isländische Gelehrte Árni Magnússon im 17. Jahrhundert zusammentrug und die heute zum UNESCO-Weltdokumentenerbe gehört, findet sich ein isländisches Handschriftenfragment aus dem 13. Jahrhundert, das Magnússon in einer mittelalterlichen Bischofsmitra gefunden hat. Im Spätmittelalter nähten die Nonnen des Zisterzienserklosters Wienhausen in Niedersachsen kostbare Kleidungsstücke, um die Madonnenstatuen und Christusfiguren im Kloster bekleiden zu können. Bei der Restaurierung dieser Textilien fand man vor einigen Jahren eine ganze Reihe mittelalterlicher Handschriftenfragmente. Da mittelalterliche Textilien selbst sind absolute Raritäten, sind solche Beispiele natürlich fast nie zu finden. In der Sammlung befindet sich allerdings ein kleines barockes Seidentäschlein, das mit Papier hinterfüttert ist.

Abb. 32a-b: Papiergefüttertes Seidentäschchen aus dem Barock.

Welches Schicksal eine Urkunde des Papstes Innozenz III. für das burgundische Kloster Flavigny aus dem Jahre 1208 hatte, wissen wir leider nicht. Innozenz III. ist einer der bedeutendsten Päpste des Mittelalters. Als brillanter Jurist formulierte er erstmals den Weltherrschaftsanspruch des Papsttums.

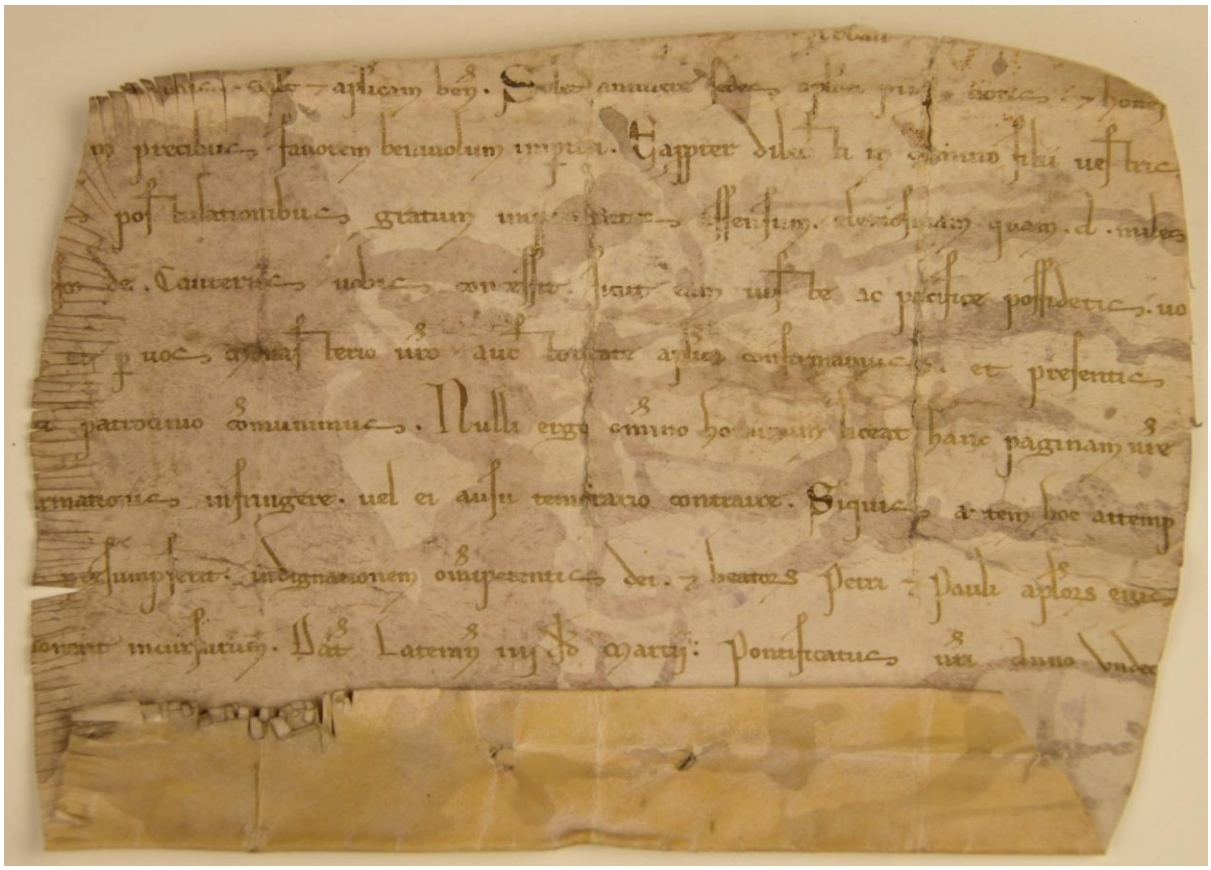


Abb. 33: Fragment einer Urkunde Papst Innocenz III. 1208

Seine Urkunde von 12. März 1208 wurde am rechten, linken und oberen Rand unregelmäßig beschnitten (Abb. 33, 34). Eine Vielzahl kleiner Scherenschnitte von etwa einem Zentimeter Länge in das Pergament auf dem linken Rand der Oberkante, der gesamten linken Kante und

auch auf der Plica schaffen viele kleine Streifen von 1-2 mm Breite, die daher an Teppichfransen erinnern.

Abb. 34: Einschnitte im Fragment einer Urkunde Papst Innocenz III. 1208

Eine Erklärung für diese merkwürdige Gestaltung steht aus, vielleicht diente sie auch zur Verstärkung irgendwelcher Textilien.

Noch ein weiteres Kuriosum kann hier besprochen werden, eine südfranzösische Prozessakte in Form einer Rollenhandschrift auf Pergament, ausgestellt von einem öffentlichen Notar (Abb. 35) 1492. Weder die Rollenform noch der Inhalt erregen Verdacht, solch umfangreiche Dokumente gibt es relativ oft aus dem Südwesten Frankreichs. Sobald man aber versucht, den Text zu lesen, stößt man auf Absonderliches, denn die breite Rolle ist an vielen Stellen geflickt.

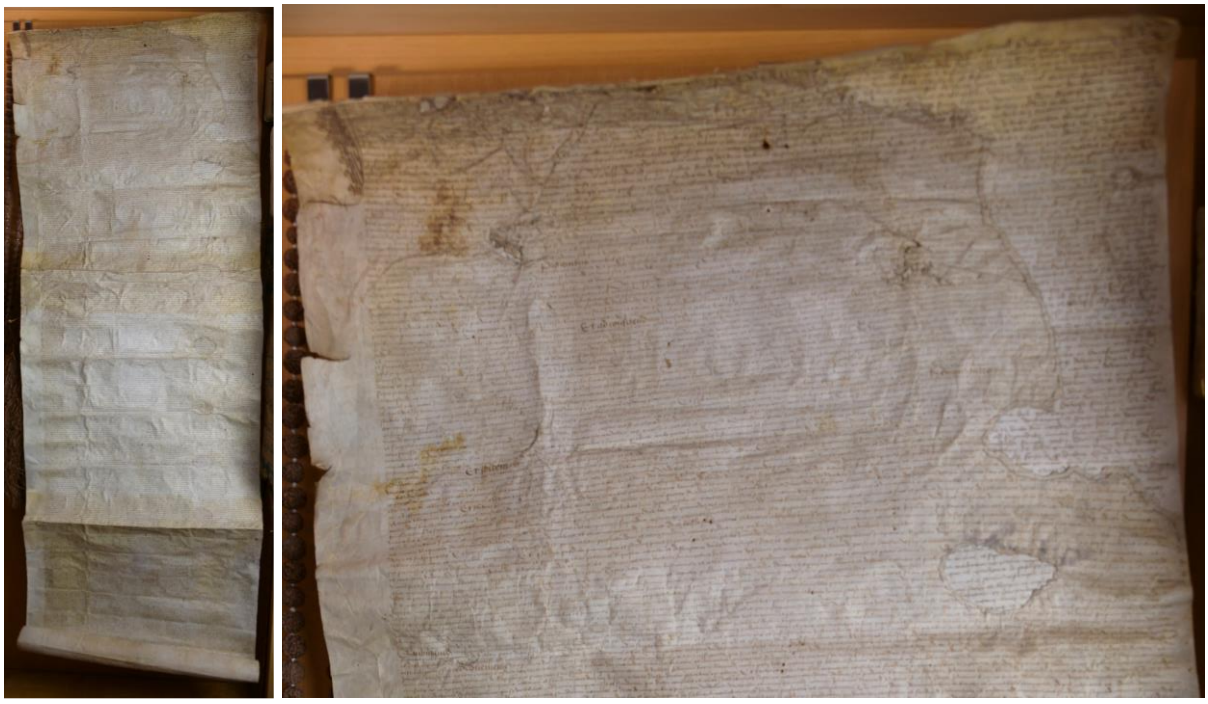


Abb. 35-36: großformatige Rollenhandschrift, 1492, mit seltsamer Restaurierung

Auch das wäre nicht außergewöhnlich, wie die Leser und Besucher der Ausstellung schon ahnen. Äußerst seltsam ist aber das Faktum, dass der „Restaurator“ die vermutlich durch Mäuse verursachten Fraßlöcher mit Pergamenturkunden flickte, und zwar mit Urkunden, die in Tintenfarbe und Zeilenabstand in etwa dem verlorenen Text entsprachen (Abb. .35). Konservatorisch macht das eigentlich gar keinen Sinn, aber eine ganze Reihe von Urkunden wurde dafür zerschnippelt.

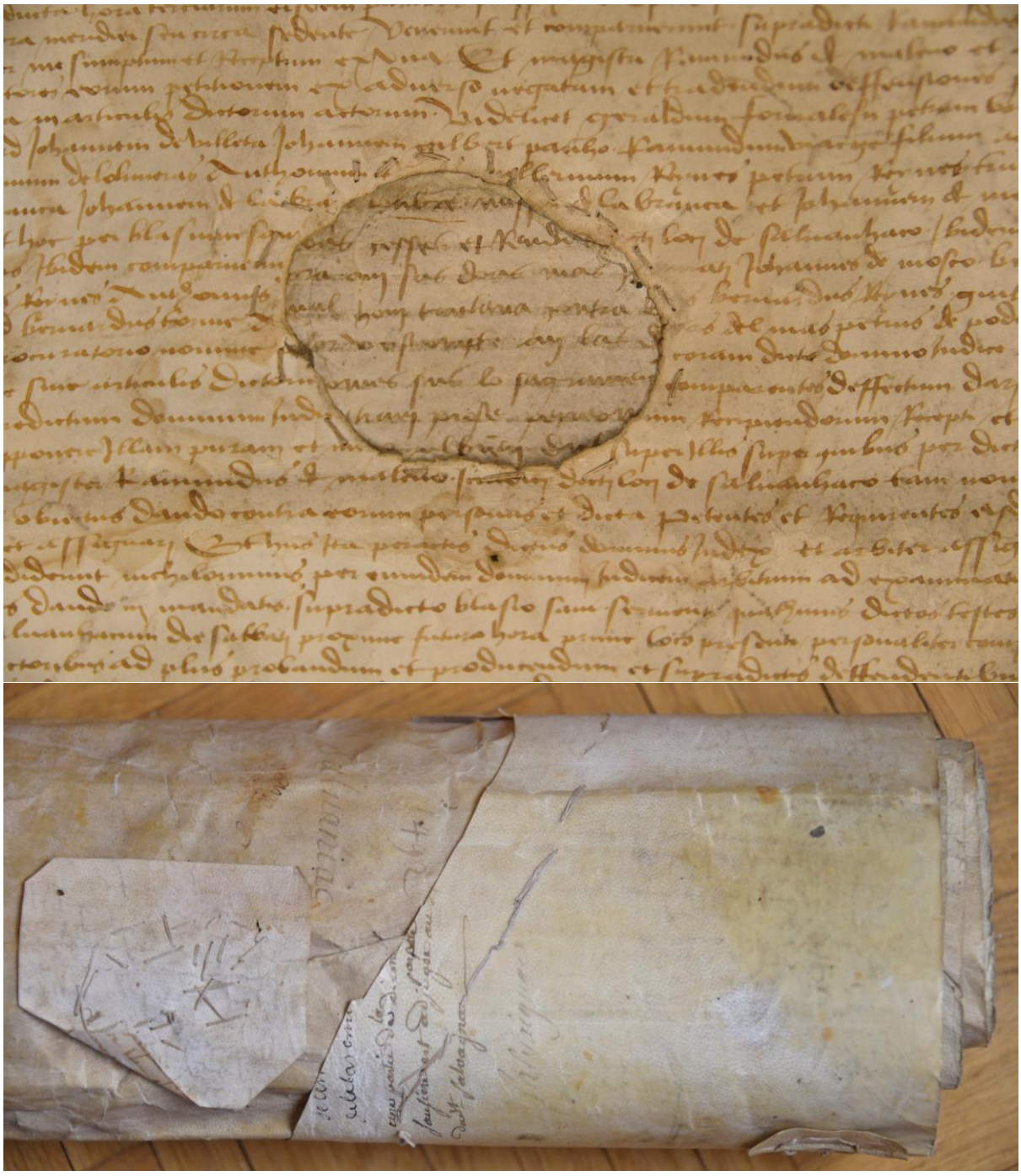


Abb. 37-38: großformatige Rollenhandschrift, 1492, mit seltsamer Restaurierung *aus Flicken anderer Urkunden*

Ein beschädigtes Objekt wurde „restauriert“, um wieder vollständig auszusehen – was am ehesten für einen Antiquar spricht, der sein Verkaufsobjekt aufhübschte. Aber er muß über einen ganzen Bestand von originalen Urkunden verfügt haben, die er verarbeiten durfte

Nach der schnöden Verwendung mittelalterlicher Fragmente in so unterschiedlichen Bereichen wurden sie im Zuge des 18. Jahrhunderts selbst zu Sammelgut. Lange Zeit war zumindest ein Teil der mittelalterlichen Handschriften als obsolet betrachtet worden und daher in der ein oder anderen Form ‚recycelt' worden. Mit dem 18. Jahrhundert gewannen die Fragmente plötzlich wieder an Bedeutung, man fing an, sie zu suchen und zu sammeln.

Abb. 39a-b: Cuttings von Miniaturen des 14.-16. Jahrhunderts

Mit der Wiederentdeckung der mittelalterlichen Kunst fanden zudem die Illuminationen in den Handschriften neues Interesse. Immer mehr Kunstliebhaber, zumeist Engländer, suchten nun nach Miniaturen. Sie betrachteten diese Werke aber nicht mehr in ihrem Zusammenhang der Handschrift, sondern sahen sie als Einzelbilder, vergleichbar kleinen Gemälden. Und daher schnitten sie die Miniaturen, Initialen oder Zierbordüren ohne große Gewissenskonflikte einfach aus den Handschriften heraus, klebten sie in Alben oder rahmten sie als kleine Bilder (Abb. 39a). Nach 1825 entwickelte sich vor allem in London, aber auch in Paris ein Markt für solche „Cuttings". Deren große Popularität führte dazu, daß zahlreiche Sammlungen entstanden, auch in Museen, eine Tradition, die bis heute anhält. Sie bilden sozusagendie Edel- oder Luxusabteilung der Handschriftenwiederverwertung.

Die Miniatur des senesischen Meisters der Genealogie Christi mit einer Miniatur des segnenden Heilands(Abb. 39a), ein bolognesischer Mord an Thomas Beckett um 1350, eine süddeutsche Verkündigung aus dem späten 15. Jahrhundert und ein benediktinischer Papst aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 39b), sie alle wurden aus ihren Choralhandschriften herausgeschnitten und zu Minitafelbildern umgestylt, übrigens auch, um Zollgebühren zu sparen, denn die Bildchen waren billiger als ganze Handschriften.

Das Papier und seine Folgen

Natürlich wurde nicht nur Pergament wiederverwendet. Seit dem 13. Jahrhundert kam in Europa zunächst in Italien und Spanien das im arabischen Raum schon im 11. Jahrhundert weitverbreitete Papier auf. Papier wird aus verkleinerten, zerstampftem und mit Wasser zu einem Brei verarbeiteten Fasermaterial, im europäischen Mittelalter vor allem Hadern, gewonnen. Dieser Brei wird durch einen Rahmen mit Sieb so geschöpft, daß das Fasermaterial quasi verfilzt auf dem Sieb liegenbleibt (Abb. 40), dann durch Pressen verdichtet und schließlich getrocknet.

Abb. 40: Papierschöpfen in einer der ältesten Papiermühlen Europas in Amalfi

In dieser Form wirkt es wie Löschpapier und würde Tinte sofort in unregelmäßigen Flecken aufsaugen. Um es beschreiben zu können, muß das Papier noch geglättet und geleimt werden. Durch eine Reihe technischer Verbesserungen wurde das in Spanien seit dem 12. Jahrhundert benutzte Papier vor allem in Italien im 13. Jahrhundert in großem Maßstab produziert und exportiert. Viel billiger als Pergament löste es dieses für die meisten Gebrauchshandschriften schnell ab.

Abb. 41: Konvolut verbrannter Papiere aus einer Deckenfüllung, frühes 16. Jahrhundert

Papier hatte andere Eigenschaften als Pergament. Zündet man Pergament an, zieht es sich wie Haut zusammen. Einzelne Papierblätter dagegen brennen gut, schwierig ist es nur, kompakte Stapel von Papier anzuzünden. Da Papier zudem billiger als Pergament war, könnte die Hemmschwelle, es zu verfeuern, deutlich geringer gewesen sein. Verbrennt man Schätze aus Papier, sind sie in der Regel verloren, es sei denn, sie finden sich im Bauschutt oder Deckenfüllungen, wie ein Konvolut von Briefen, Schulübungen und Rechnungen um 1500, das bei der Renovierung eines Hauses in Südfrankreich zutage kam (Abb. 41).

Papier ist weniger reißfest als Pergament und war daher für viele der klassischen Einsatzbereiche der Pergamentmakulatur kaum zu gebrauchen. Wenn Papier nicht im Herd landete, konnte es wieder gut dem Faserbrei zugesetzt, also ‚recycelt' werden. Sichtbare Spuren wie beim Wiederverwenden von Pergament bleiben beim Zusetzen von Altpapier zum Papiermachen nicht. Dennoch fanden auch makulierte Papierhandschriften ihren Weg in die Einbände, nur eben in anderer Funktion. Das hing mit dem Wechsel des Beschreibstoffes zusammen. Papier arbeitet längst nicht so stark wie Pergament. Die schweren Holzdeckeleinbände wurden durch den Wechsel zum planliegenden Papier unnötig. Folgte man zunächst noch der Einbandtradition, setzten sich mit einer gewissen Phasenverschiebung zum Durchsetzen der Papierhandschriften Bücher mit Kartonagedeckeln unter dem Leder- oder Pergamentbezug durch.

Abb. 42: Zerschnittene Papierblätter des 15. Jahrhunderts einer Sermoneshandschrift

Ein Blatt Papier an sich ist weder verformungsstabil noch reißfest. Wenn man aber genügend Papierblätter zusammenklebt, presst und trocknen lässt, werden sie zu einem Verbundmaterial, einem stabilen Karton, der einiges aushält. Und hier ergab sich die Möglichkeit für den Einsatz der Papiermakulatur. Ganze Lagen und Handschriften aus Papier wurden nämlich mit Knochenleim zusammengeklebt und zu Karton verarbeitet (Abb. 42). Diese leichteren und billigeren Kartonagen ersetzten im Zuge des 16. Jahrhunderts die für das Mittelalter typischen Holzdeckel als Bucheinband, deren Stabilität unnötig wurde.

In solchen Buchdeckeln finden sich manchmal ganze Handschriften! Sie wanderten in die Pappdeckel. Man nahm eine gebundene Papierhandschrift wählte die benötigte Anzahl von Seiten für die gewünschte Dicke des Deckels, bestrich dann die Blätter mit Leim zu und presste

sie zu Pappe. Der Karton konnte dann mit einem Buchbindermesser einfach in der Mitte zerschnitten und zu Buchdeckeln verarbeitet werden. So wurde eine theologische Sammelhandschrift des 15. Jahrhunderts mit lateinischen Predigten und einem deutschen Weistum zu Makulaturkarton (Abb. 42). Als ein Restaurator die Buchdeckel auflöste, fanden sich 28 Fragmente, jeweils in der Mitte durchgeschnitten, die perfekt aneinanderpassten und so zumindest 14 Blätter der Handschrift auf uns brachten.

Natürlich sind Sermoneshandschriften kostbar und rar, aber sie sind keine Sensation. Als typische Arbeitsmittel spätmittelalterlicher Prediger haben sie sich immer wieder in Pfarr-und Klosterbibliotheken mit historischen Altbeständen erhalten. Anders steht es um die wenigen Blätter, die sich einem kleinformatigen Büchlein fanden. Seit dem späten 13. Jahrhundert gehörte schriftliche Buchführung zu den Selbstverständlichkeiten im kaufmännischen Gewerbe. Kaufmännische Handlungsbücher, Geschäftsbücher und Rechnungsbücher hielten Außenstände und Schulden fest und dienten der Abrechnung von Geschäften, die gemeinsam mit anderen betrieben wurden. Allerdings haben sich solche Dokumente fast gar nicht erhalten, denn sie verloren ihren Zweck mit erfolgter Abrechnung und wurden dann entsorgt. Kaufleute bildeten nur selten Archive. Die erhaltenen Zeugnisse kaufmännischer Schriftlichkeit sind nur durch Zufall überliefert, weil sie im Zuge von Streitigkeiten und Gerichtsprozessen als Beweismittel in Justizarchive gerieten – oder nach Gebrauch weggeworfen wurden und in Einbände gerieten (Abb. 43).

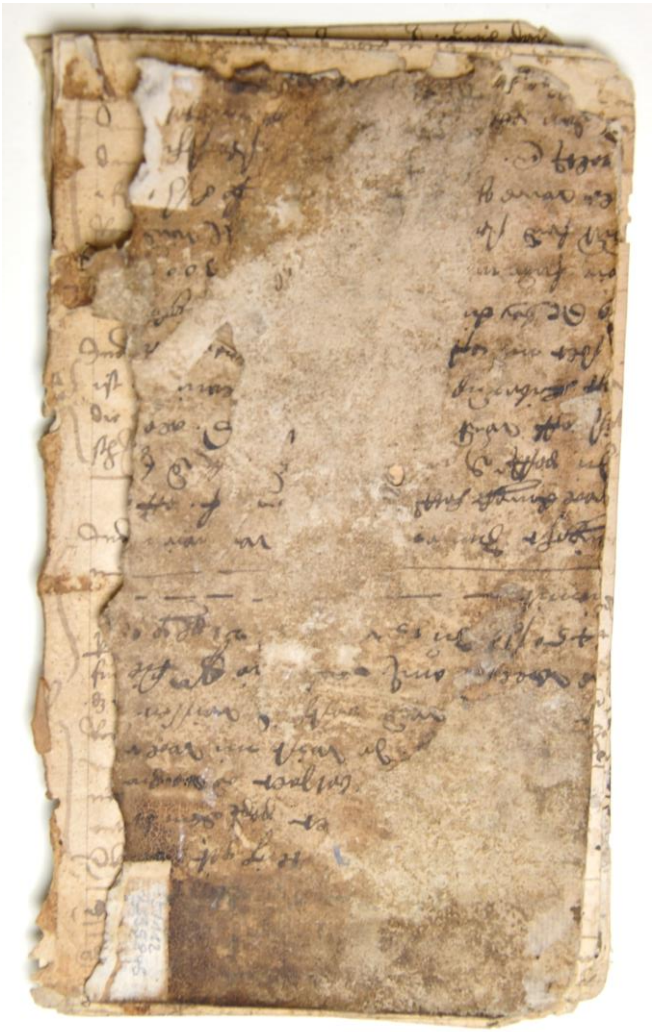


Abb. 43: Einbandkarton aus Frgmenten eines Handlungsbuches

Aus dem Umfeld der Fugger stammen die aus Bruchstücke kaufmännischer Abrechnungen aus Augsburg aus dem Spätfrühling und Sommer 1533, in denen neben Geldgeschäften Gewürzhandel, Tuche und ankommende Schiffe aus Indien verbucht wurden (Abb. 43, 44). Diese unscheinbaren Aufzeichnungen wirken auf Laien wenig spektakulär, sind aber für Experten echte Schätze!

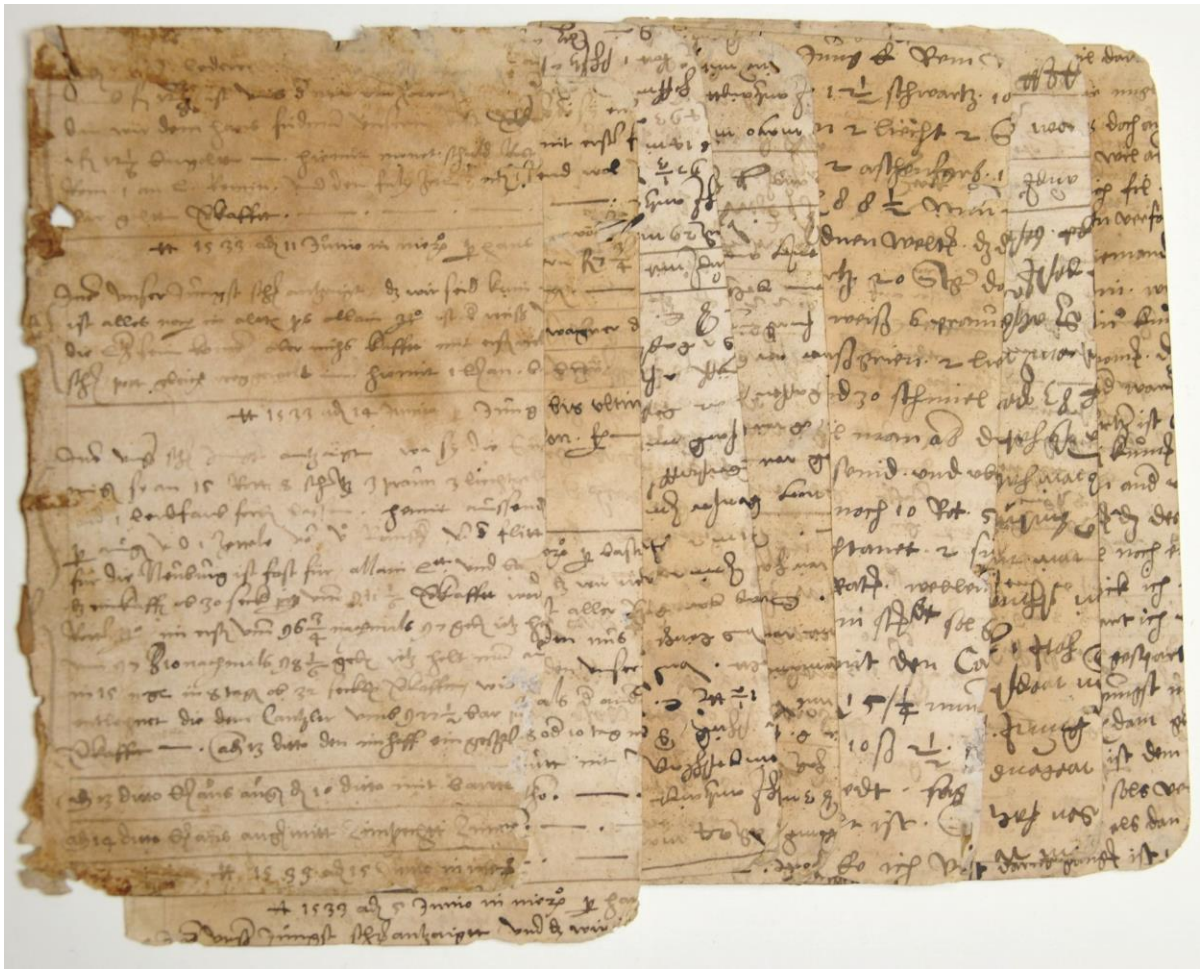


Abb. 44: Zerschnittene Papierblätter eines Handlungsbuches, Augsburg 1533

In den Büchern mit leichteren Pappdeckeln brauchte man nicht mehr die kompletten Vorder- und Rückspiegel aus Pergament, denn durch die leichteren Deckel waren die mechanischen Belastungen viel kleiner. So brauchte man weniger Pergament für eine stabile Verbindung. Jetzt reichten schmalere Streifen, die man auf den Buchblock leimte, wobei man die hervorstehenden Bünde aussparte, sogenannte Flügelblätter. Sie haben eine typische Form, die man leicht erkennt. Hier hat man ein gedrucktes Stundenbuch auf Pergament aus Paris um 1500 zerschnitten und wiederverwendet. Die zerstörte Seite zeigte den Beginn eines Totentanzes (Abb. 45a-b). Solche Stundenbücher waren graphische Kostbarkeiten und waren mit Hunderten von Stahlschnitten geschmückt. Das Totenofficium wurde oft von Darstellungen des Totentanzes begleitet: der Tod holt Kaiser und Papst, Arm und Reich, Mann und Frau und zwingt sie in seinen Reigen. Diese aufwendigen Druckprodukte waren für ein größeres Publikum gedacht, erschienen in schneller Folge, und auch sie unterlagen dem Zahn der Zeit und landeten unter dem Messer des Buchbinders. Zur Illustration solcher graphischer Kunstwerke wird ein Stundenbuch des Pariser Druckers Tilmann Kerver ausgestellt (Abb. 46).

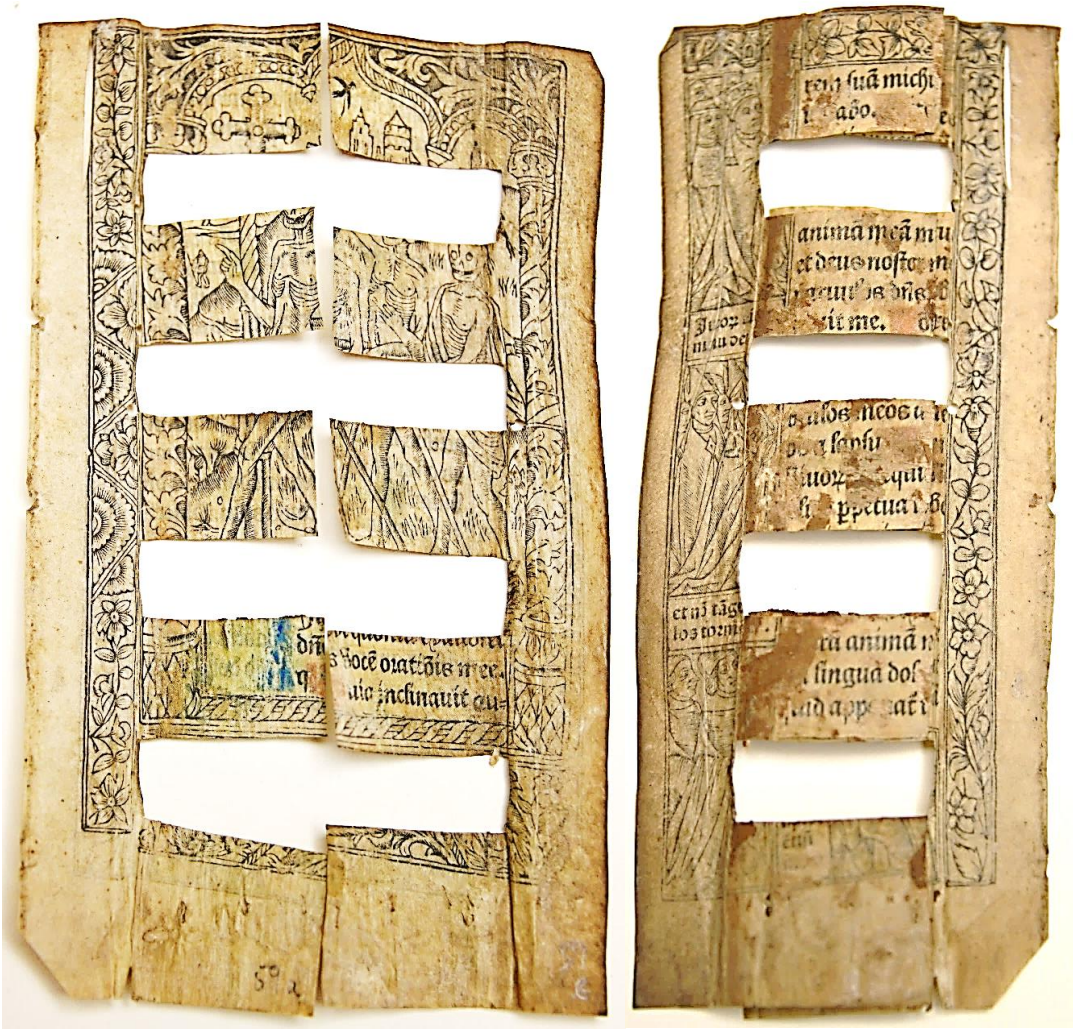


Abb. 45a-b: Pergamentfragmente (Flügelblätter) aus einem gedruckten Stundenbuch

Abb. 46: Gedrucktes Stundenbuch, Tilmann Kerver, Paris 1506

Nicht nur die Verbindung zwischen Buchdeckel und Buchblock konnte beim Pappdeckel einfacher sein, auch der Deckelbezug. Statt der stabilen Holzdeckel konnten Pappdeckel und sogar flexible Einbände aus Pergament zum Einsatz kommen.

Abb. 47-49: Pappdeckeleinbände mit Bezug aus Pergamentmakulatur, 12.-15. Jahrhundert

Damit begann das goldene Zeitalter der PMakulatureinbände vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.

Abb. 50: Pappdeckeleinbände mit Bezug aus Pergamentmakulatur, 12.-15. Jahrhundert

Buchbinder des frühen 17. Jahrhunderts zerschnitten nach und nach ganze Handschriften, die als Rohmaterial in ihren Werkstätten lagen. Ganze Serien von Rechnungen wurden in Makulaturblätter eingebunden. Ein ähnliches Schicksal erlitt fast zwei Jahrhunderte später eine Augustinushandschrift des 13. Jahrhunderts.

Abb. 51: Augustinus-Handschrift des 13. Jahrhunderts als Deckelbezug

Abb. 52: Band 27-33 der Einbände aus einer Augustinus-Handschrift

Die Handschrift war zeittypisch zweispaltig geschrieben, mit Initialen in Rot und Blau und gegenfarbigem Federwerk sowie Überschriften in Rot, sogenannten Rubriken, gegliedert (Abb. 52). Der Buchbinder verarbeitete sie zu Deckelbezügen. Alle 40 Bände sind ganz einheitlich in Handschriftenblätter eingebunden, für jeden Band wurde ein Einzelblatt der Handschrift verbraucht. Alle Bände tragen das Exlibris „Aubier de Condat“ auf den Innendeckeln. Dabei

dürfte es sich um Emmanuel d'Aubier de Condat, einen 1757 geborenen und 1791 während der Französischen Revolution emigrierten französischen Adligen und Dragoneroffizier gehandelt haben. Vermutlich wurden die Bände bald nach dem Erscheinen der vollständigen Reihe und sicher vor der Emigration eingebunden, also zwischen 1784 bis 1791. Bekanntlich führte die Französische Revolution zur Zerstörung der alten Kloster- und Stiftsbibliotheken, der Dombibliotheken wie der Sammlungen hoher Geistlicher ebenso wie der Vernichtung der meisten Adelsbibliotheken. Doch die Augustinushandschrift wurde schon vor der heißen Phase der Bibliotheksauflösungen makuliert. Schon vor der Revolution gab es noch genügend Handschriftenmakulatur auf dem Markt, damit sich Buchbinder bedienen konnten.

Abb. 53: 40 Bände Histoire Ancienne mit Bezug aus einer Augustinushandschrift des 13. Jahrhunderts

Natürlich kann man aus Karton nicht nur Buchdeckel fertigen. Zu den typischen Arbeiten von Buchbinder gehören noch heute mit Papier oder Gewebe überzogene Schachteln und Schatullen. Sie werden noch heute aus Karton zusammengeleimt und mit überzogen. Diese Tradition geht weit ins Mittelalter zurück, wie ein kleines, mit Pergament überzogenes und bemaltes Schächtelchen aus der Zeit um 1500 dokumentiert.

Abb. 54-59: Kästchen aus Karton mit Pergamentbezug, um 1500

Eine Notiz im Innendeckel ermöglicht die Datierung (Abb. 56). Leider wurde das Schächtelchen irgendwann das Opfer vor Holzwürmern, die sich begeistert durch die Pappe fraßen. Ihre Zerstörungen legten Papierschichten frei, hellbraune Buchstaben wurden sichtbar. Biegt man vorsichtig mit einer Pinzette die Papierschichten auseinander, stößt man auf mehrere beidseitig

beschriebene Blätter mit mittelniederdeutschen Worten aus der Zeit um 1500 (Abb. 59). Dank der gefräßigen Buchwürmer sehen wir, dass für die Pappe eine Papierhandschrift aus der Zeit um 1500 zerlegt wurde. Eine ähnliche Konstellation findet sich knapp drei Jahrhunderte später in einer Aktentasche, die in einem Antiquitätengeschäft in Nizza auf neue Liebhaber wartete.

Abb. 60-62: Dokumentenschatulle, Ende 18. Jahrhundert

Die wahre Überraschung ist die Rückseite, eine großformatige Handschrift aus dem frühen 13. Jahrhundert mit Lesungen aus den Homilien des Beda Venerabilis.

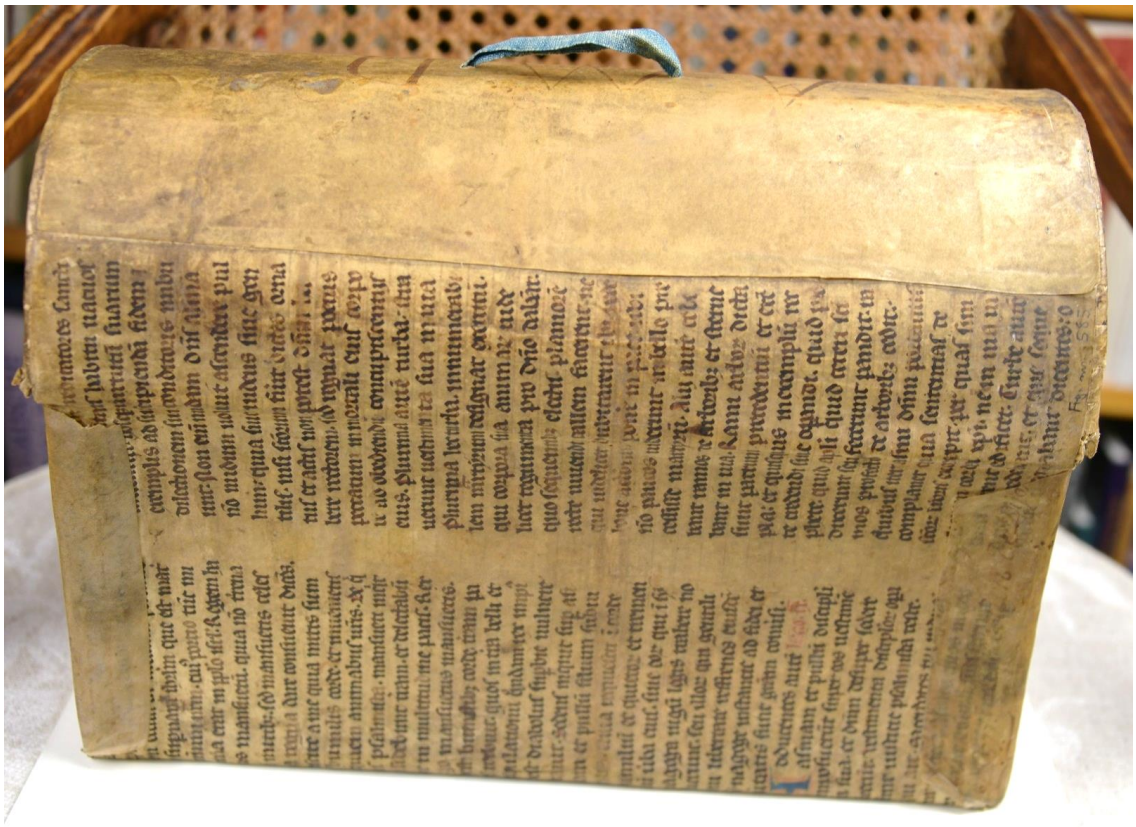


Abb. 63-64: Dokumentenschatulle, Ende 18. Jahrhundert

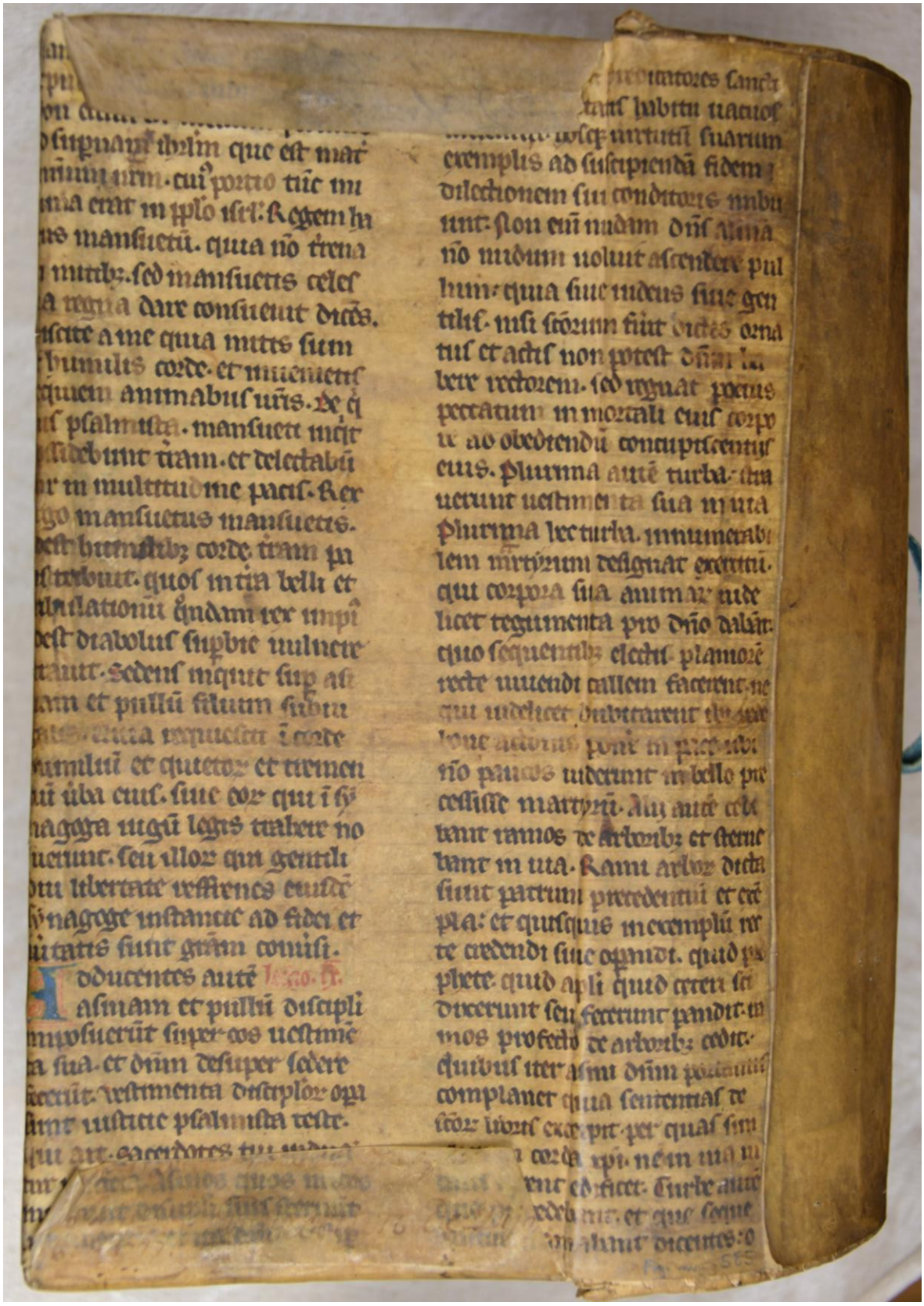


Abb. 65: Dokumentenschatulle mit Makulatur, Beda Venerabilis, um 1200

Die ganze frühe Neuzeit hindurch wurden mittelalterliche Handschriften zerstört und wiederverwendet. Immerhin habe sich so Reste der Handschriften erhalten und lassen die Rekonstruktion des Verlorenen ansatzweise zu.

Ein sparsamer Tiroler Graphikkünstler

Nach einer langen Schatzsuche durch mehrere Jahrtausende, vom fruchtbaren Halbmond, dem Zweistromland, Ägypten, Griechenland, Rom und das Mittelalter kehren wir langsam nach Tirol zurück. Der Tiroler Alois Konrad Schwärzler, geboren am 17.11.1874 in Kufstein und am 24.02.1958 in Innsbruck gestorben, hatte die Staatsgewerbeschule für Kunsthandwerk in Innsbruck besucht, sich im kunstgewerblichen Bereich selbständig gemacht und spezialisierte sich ab 1905 auf Holzschnitte. Seit 1923 hatte er sein Atelier in Kramsach. Er war Mitglied des Tiroler Künstlerbundes, nicht aber, wie oft fälschlich angegeben, der 1913 gegründeten konservativen Künstlervereinigung „Heimat“. 1947 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern des Künstlerbundes „Tyrol“. In der Nazizeit war er bestens auf den Gau-Kunstausstellungen vertreten und stellte sich immer wieder in den Dienst der Propaganda, so schuf einen Holzschnitt eines zum beschneiten Gipfel führenden Bergweg mit der Aufschrift: „Es geht wieder aufwärts! Sieg Heil 1945. Alois Konrad Schwärzler“. Schwärzler verband zeittypische expressionistische Elemente mit traditionellen, heimatverbundenen Zugängen.

Sein umfangreiches Werk von Holzschnitten umfaßt neben Mappenwerke, Illustrationen vor allem zahlreiche Exlibris, kleine Holzschnitte, die als Besitzzeichen in Bücher eingeklebt wurden und ein beliebtes Sujet der Gebrauchsgraphik waren. Er gilt mit über 300 bekannten Werken als führender Tiroler Exlibriskünstler.

Abb. 66a: Signiertes Holzschnittexlibris Steger

Abb. 66b: Farbholzschnittexlibris Kobler

Wie viele Vertreter seiner Generation war Schwärzler, der zwei Weltkriege miterlebt hatte, äußerst sparsam. Er nutzte gebrauchte Materialien, um Rahmen und Passepartouts für seine Holzschnitte zu fertigen (Abb. 67). Schwärzler verwendete nach Gert Ammann überflüssige Lesezirkelmappen mit einem Abzug des jeweiligen Holzschnitts auf der Vorderseite und der Entwurfszeichnung auf der Innenseite (Abb. 68a.b). Aus seinem Nachlass stammen sowohl das etwas rustikale Passepartout des Neujahrsgrußes der Familie Steger (Abb. 67) wie Skizze und Abzug des Exlibris von Hans Theodor Bell (Abb. 68a.b)..

Abb. 67: Holzschnitt Neujahrsgruß Steger

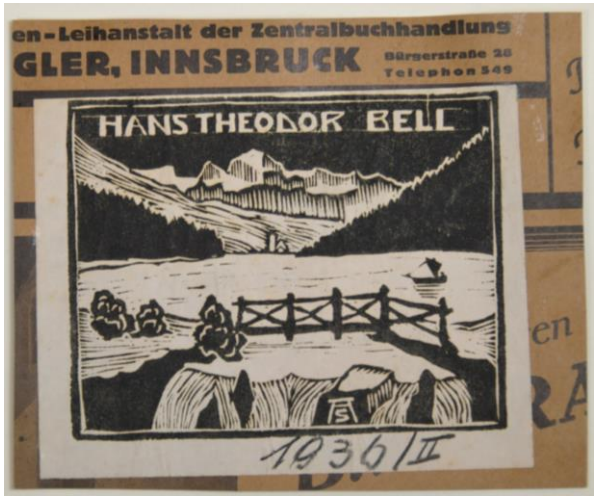


Abb. 68a: Holzschnittexlibris Bell 1936

Abb. 68b: Entwurfszeichnung Exlibris Bell

Aber er ging noch weiter – sonst wäre er ja nicht in der Ausstellung über verlorene Schätze. Hans Hochenegg schrieb 1925 im Tiroler Anzeiger, Schwärzler verwende „mit Vorliebe alte, handgeschöpfte Papiere, die Druckfarbe aufsaugen, sich weicher anfühlen und durch ihre raue Fläche besser zur Holzschnitttechnik passen als modernes Kunstdruckpapier.“ In der Tat: Der Künstler nutzte einseitig beschriebene alte Briefe und Dokumente des 18. und 19. Jahrhunderts

gerne als Material für seine naturgemäß nicht als Unikate, sondern in zahlreichen Exemplaren für den jeweiligen Besteller gefertigten Exlibris, wie ein undatiertes Exlibris für Alfred Stock mit rückwärtigem Stempel Schwärzlers zeigt. Der Holzschnitt ist auf dem unteren rechten Teil eines juristischen Geschäftsbriefes gedruckt, der auf ein Schreiben vom 26. Mai 1881 reagiert (Abb. 69a-b).

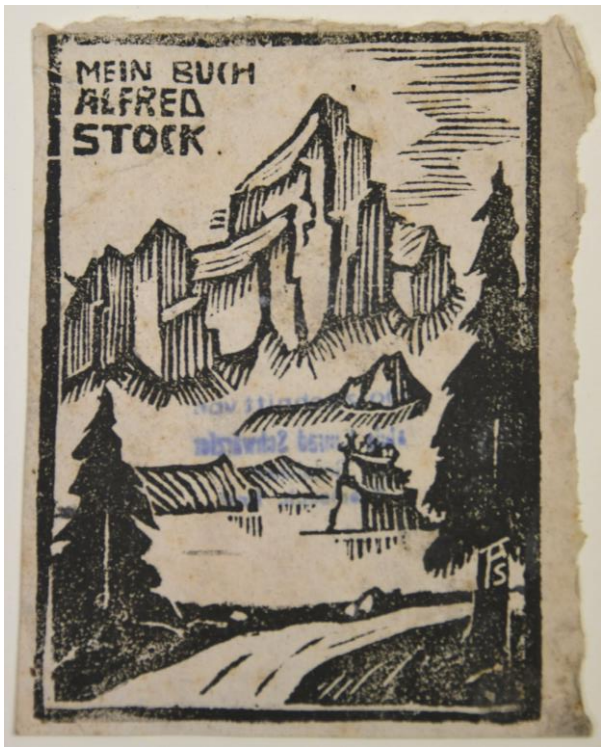


Abb. 69a: Holzschnittexlibris Stock

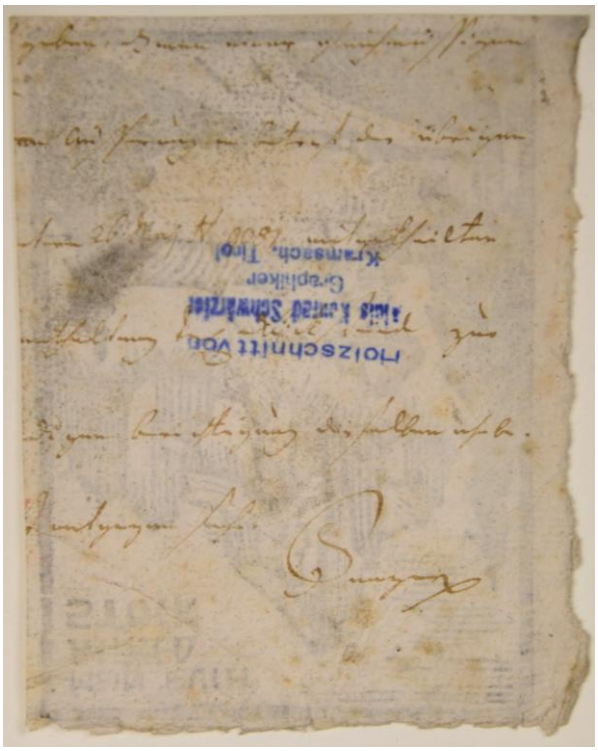


Abb. 69b: Rückseite: Makulatur und Stempel

Übrigens sind auch diese Exlibris Teil der immerwährenden Geschichte von Geschaffenwerden, Benutztwerden, Unnützwerden und Verlorengehen. Seine Druckstöcke, jeweils Mappenwerke vermachte Schwäzler dem Ferdinandeum, sein Nachlass aber wurde in alle Winde verstreut.

Danksagung

Den Veranstaltern der Euroantik, den Herren Helmut Zaggl und Joel Lanbach (Zeitlos Handel & Veranstaltungen) danke ich herzlich für die gute Zusammenarbeit!

Zur Person

Univ.-Prof. Dr. Mark Mersiowsky ist Historiker und Diplomatiker mit Schwerpunkt im europäischen Mittelalter und den Historischen Hilfswissenschaften. Er wurde nach Lehrtätigkeiten an den Universitäten Münster, Paderborn, Tübingen, Graz und Stuttgart sowie einer Gastprofessur an der École Nationale des Chartes in Paris 2010 als Nachfolger Josef Riedmanns Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften in Innsbruck und wechselte 2014 auf das Ordinariat für Mittlere Geschichte an der Universität Stuttgart.

Nach Ausstellungen zur Kulturgeschichte der Handschrift im Stadtmuseum Tübingen und im Rahmen des Kulturgeschichtetages an der Universität Innsbruck kuratierte er 2021 eine Ausstellung zu Kaiser Maximilian im Rahmen der Euroantik Innsbruck.

Lektüreempfehlungen:

Fragment und Makulatur. Überlieferungsstörungen und Forschungsbedarf bei Kulturgut in Archiven und Bibliotheken, hg. von Hanns Peter Neuheuser und Wolfgang *Schmitz* (Buchwissenschaftliche Beiträge 91), Wiesbaden 2015.

„Das Ganze im Fragment“. Handschriftenfragmente aus kirchlichen Bibliotheken, Archiven und Museen, hg. v. Allessandra Sorbello Staub, Petersberg 2015.

Mark Mersiowsky: Wenn Buchmenschen zum Messer greifen: Zur Wiederverwendung mittelalterlicher Bücher, in: www.flick-werk.net. Die Kunst des Flickens und Wiedeerwertens im historischen Tirol, hg. v. Siegfried de Rachewiltz u. Andreas Rauchegger in Zusammenarbeit mit Christiane Ganner (Schriften des Landwirtschaftsmuseums Brunnenburg 15), Brunnenburg 2014, S. 200-219.

Mark Mersiowsky: Papyrus, Pergament, Papier. Zur Materialität mittelalterlicher Briefe, in: Das Wasserzeicheninformationssystem (WZIS). Bilanz und Perspektiven, hg. v. Erwin Frauenknecht, Gerald Maier u. Peter Rückert, Stuttgart 2017, S. 175-215.

Schrift-Stücke. Informationsträger aus fünf Jahrtausenden. Eine Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München, 19. Juli – 20. September 2000, München 2000.

Alois Konrad Schwärzler 1874 – 1958. Ein Leben für den Holzschnitt (Heimatblätter. Schwazer Kulturzeitschrift Nr. 74), Schwaz 2013.